N12<527804710 021
ubTÜBINGEN

Hurdwar, berühmter Wallfahrtsort am Ganges. (Jährlich über 1 eine Million Wallfahrer.)

Missionsanfänge in Bengalen.

(Schluß.)

12. Anbruch der neuen Zeit.

Der lang erwartete Zeitpunkt, da für die Mission in Indien ein gesetzlicher Rechtsboden ausgewirkt werden sollte, war endlich gekommen. Der Freibrief, der im Jahr 1793 der Compagnie gegeben worden war, mußte erneuert werden, und es handelte sich nun darum, im britischen Parlament die ganze Politik der indischen Verwaltung gründlich zu prüfen. Zwanzig Jahre lang hatte die Mission gegen den Willen des Direktorenhofs sich in Bengalen zu setzen gesucht, und seine Untergebenen in Indien hatten ihre Fortschritte mit immer wachsender Bitterkeit bekämpft. Jetzt mußte die Frage ausgefochten werden.

Dazu rüsteten sich die Vertreter der christlichen Gesellschaften in England durch gemeinsame Berathungen, während die Minister, erst Percival, und dann als dieser (14. Mai 1812) erschossen wurde, Lord Liverpool, von den entschiedensten Missionsfreunden um Schutz für Missionare u. s. w. angegangen wurden. Die Anglo-indier behaupteten lauter als je, daß jeder Versuch Indien zu evangelisiren, mit dem Verlust des Reiches enden werde; und Wilberforce, der sein Unterhaus kannte, erwartete, daß ihre Vorstellungen auf $^9/_{10}$ der Volksvertreter einen überwältigenden Einfluß ausüben werden. Alle bedeutenden Männer schienen überzeugt, „daß Schonung jedes heidnischen Aberglaubens und Vernachlässigung aller christlichen Pflicht der sicherste Weg zu politischem Erfolg sei“ (C. Grant). So wollte auch die Presse fast ohne Ausnahme von der Einführung des Evangeliums in Indien nichts hören. Unter solchen Umständen ließ sich von den Ministern kein ritterlicher Anlauf für eine fast verlorengegebene Sache hoffen. Doch gieng — zum Glück — das dunkle Jahr 1812 vorüber, ohne daß die Frage vors Parlament kam.

Im März des ewig denkwürdigen Jahres 1813 besuchte Fuller den indischen Minister, Graf Buckinghamshire, der als Gouverneur von Madras der Mission abgeneigt geworden war. Wenn dieser auch gestehen mußte, die Missionare haben sich diese 20 Jahre her gut gehalten, meinte er doch, die strenge Aufsicht der Regierung habe hiezu mitgewirkt. Fuller schrieb darüber nach Strampur: „Der Präsident gab uns keine Ermuthigung; man will euch keinerlei Rechte einräumen, sondern alles von eurem Betragen abhängen lassen. Unsere Freiheitsschreier wünschen irgendwie den Katholiken Macht zuzuwenden; ob euch Duldung zu Theil wird, ist ihnen sehr gleichgiltig. Doch Gott steht über Allen!"

Freundlicher war Lord Liverpool; er wollte die Duldung der Missionare nicht länger vom Direktorenhof, sondern von der königl. Regierung abhängen lassen. Darüber freute sich Fuller fast voreilig, indessen Lord Castlereagh sich ehrlich dahin aussprach: „Vielleicht erhalten eure Missionare Erlaubniß, nach Indien zu gehen, wo sie dann sich zu ihrem Glauben bekennen mögen." Fuller meinte, eine christliche Regierung dürfte doch freigebiger sein; soviel Freiheit, als er damit zugestehe, finde man auch in Konstantinopel. Der Lord deutete an, daß ihm das Land gegen diese Frage sehr gleichgiltig scheine; womit verrathen war, daß die Minister sich nur dem ausgesprochenen Volkswillen fügen werden. Also handelte es sich jetzt darum, Bittschriften für die Einführung der Mission zu Stande zu bringen. Das erforderte Zeit; zum Glücke aber waren gerade die Minister mit der Compagnie entzweit, so daß sie sich nicht über eine schnelle Durchführung der nöthigen Aenderungen verständigen konnten und Raum übrig blieb, die christlichen Gemeinden allerwärts aufzustacheln.

Castlereaghs Vorschlag, wie er ihn am 22. März dem Unterhaus vorlegte, bestand darin, daß für die nächsten 20 Jahre Indien dem englischen Handel geöffnet werde, während es der Regierung der Compagnie unbenommen bleiben solle, jeden gefährlich scheinenden Europäer aus dem Lande zu verbannen. Als Aufsichtsbehörde für die Kaplane scheine „der Anstand" einen Bischof mit etwa drei Archidiakonen zu erfordern. Der Mission wurde keine Erwähnung gethan. Umsonst erhob sich nun Wilberforce, um an die Beschlüsse vom 14. Mai 1793 erinnern, durch welche das Haus für den sittlichen und religiösen Unterricht Indiens hatte Vorsorge treffen wollen (s. S. 305); den missionsfeindlichen Direktoren ihre Herrschaft noch

um 20 Jahre zu verlängern, schien ihm ein entschiedenes Unrecht. Niemand erhob sich für ihn. Die Direktoren aber murrten über das den Kaufleuten gemachte Zugeständniß und hofften durch Zeugen, die sie beibringen wollten, das „zwei Jahrhunderte hindurch bestandene" Monopol ihrer Gesellschaft zu retten. Sechs Wochen vergiengen über diesen Anstrengungen, und damit war Zeit gegeben für das Einreichen der missionsfreundlichen Bittschriften.

Wilberforce erklärte die schwebende Frage geradezu für die größte, an der sich ein Mann betheiligen könne, und beschämte die englische Kirche durch Hinweisung auf die außerordentliche Thätigkeit, welche nun die Dissenters in allen Theilen des Landes entwickelten. Wie ein elektrischer Schlag hatte Castlereaghs Erklärung die Gläubigen aller Parteien getroffen. Kirchenleute, Methodisten, Baptisten und Congregationalisten mit Schotten aller Farben traten zusammen und schickten eine Fluth von Bittschriften ein, wie man sich kaum einer ähnlichen erinnern konnte. Ein permanentes Kommittee von 28 Männern aller Sekten und Parteien wachte über dem Fortgang der Sache; und Castlereagh wurde darüber so unruhig, daß er schon fürchtete, er werde „seinen armen Bischof wie Jona über Bord zu werfen haben, um den Sturm zu beschwichtigen."

Von dem Zeugenverhör wäre nun Manches zu berichten: wie Warren Hastings, der größte von Indiens Eroberern, nun 27 Jahre ihm entfremdet, zwar den Werth eines Schwartz anerkannte, aber die Mission für unvereinbar mit der Sicherheit des großen Reichs erklärte; wie der alte Cowper warnte, schon die Berathung dieser Fragen im Parlament könnte den Verlust Indiens nach sich ziehen; wie nur Lord Teignmouth sich dahin aussprach, die Zulassung von Missionaren werde Indien nicht gefährden. Oberst Munro meinte, die Hindu's seien nicht weniger civilisirt als die Europäer, und wenn Bildung einmal ein Handelsartikel für die beiden Welttheile werden sollte, dürfte England großen Nutzen von dessen Einfuhr haben. Doch Neues war von diesen alten Indiern nicht zu erwarten, und das Haus hatte bald genug an ihrem Zeugniß.

Diesem stand aufs schroffste gegenüber der Inhalt der Bittschriften, deren Zahl allmählich auf 900 angeschwollen war; von Städten und Weilern, großen Körperschaften und einzelnen Gemeinden, überall her erscholl einstimmig der Ruf: Indien muß evangelisirt werden, was es auch koste. Und die Minister hielten es zuletzt fürs

Klügste, mit dem Strom zu schwimmen. Am 26/27. Mai nahmen sie die von Wilberforce gestellten Bedingungen an; und am 31. sprach Castlereagh offen aus: „England schulde den Eingebornen Indiens Maßregeln, geeignet, ihre Bildung und sittliche Hebung zu befördern. Personen, welche diesen menschenfreundlichen Zwecken dienen wollen, solle der Eintritt und Aufenthalt in Indien gesetzlich erleichtert werden, so jedoch, daß die Eingebornen in der freien Ausübung ihrer Religion nicht beschränkt werden."

Als die Debatte darüber (22. Juni) eröffnet wurde, drückte er die Hoffnung aus, der weite Weg und die Kosten einer Reise nach Indien werden in unsern kühlen Tagen hinreichen, die Zahl der ausgehenden Missionare auf ein erträgliches Maaß herabzudrücken; von dem Druck, den die mißliebigen Bittschriften auf ihn ausgeübt, schwieg er gänzlich. Sir Henry Montgomery trat dem Vorschlag scharf entgegen: er sei 20 Jahr in Indien gewesen, und habe nur von Einem Bekehrten gehört, den Missionare, nämlich der achtungswerthe Schwartz, gemacht hätten. Ihm liege mehr am Leben seiner 30,000 Landsleute in Indien, als an der Rettung von allen Hindusseelen miteinander u. s. w.

Nie hat Wilberforce gewaltiger gesprochen als an diesem Tage. Drei volle Stunden lang ergieng er sich in allen Theilen der gewichtigen Frage, ohne, wie ein Gegner bezeugt, irgend Jemand zu ermüden. „Alle waren befriedigt, einige mehr mit der ungemeinen Kunst in der Behandlung der Sache, die meisten aber mit der warmen Herzenssprache." Er begann mit einer Erinnerung an die Verhandlungen des Jahrs 1793, um zu zeigen, daß die Frage ihm keine neue oder fremde sei. Von religiösem Zwang oder Regierungseinfluß könne nimmermehr die Rede sein. Wie ungeschickt aber reden die Gegner von der Unmöglichkeit, daß ein Hindu sich bekehre! Wie viele Zeugnisse von der friedlichen Verbreitung des Islam wie des Evangeliums, der Sikhlehre und anderer Sekten lassen sich beibringen! Rede man aber von der Unschuld und Vollkommenheit der Hindu's, so lasse sich im Gegentheil zeigen, daß noch kein unchristliches Land von krasser sittlicher Verfinsterung frei gefunden worden sei, wie denn Indien seit uralten Zeiten unter dem Doppeljoch politischer und sittlicher Tyrannei geseufzt habe. Zeugnisse aller Gouverneure von Clive bis auf Wellesley hinab erhärten diese Behauptungen. Derselbe Policeichef Dowdeswell, der die Hetzjagd auf die Missionare unternommen habe, erkläre in

seinen amtlichen Berichten, daß, wenn er nur den tausendsten Theil der Scheußlichkeiten, welche die Dakoiten (Räuber) begehen, in möglichst gemilderter Sprache schildern wollte, er dennoch zweifle, ob englische Leser ihm Glauben schenken würden. Derselbe Mann meine dann, ein solcher Zustand erfordere Heilung durch Unterricht, dieser aber solle in den Systemen des Hinduismus und Islam bestehen, nur nicht im Christenthum! So krankhaft seien die Gefühle der meisten Angloindier in diesem Punkte, daß Christenthum und Indien ihnen zwei durchaus unverträgliche Begriffe scheinen; und nicht mit irgend welchem Bedauern, sondern mit Hohn und Spott behaupten sie die Unmöglichkeit einer Besserung Indiens durch das Evangelium, weil ja „alle Religionen dem Allvater gleich angenehm seien". Vielweiberei, Kindermord, Wittwenverbrennung, Unzuchtsfeste, mit tausend andern Gräueln fordern jeden Christen zum Mitleid mit dieser geknechteten Nation auf. Wer noch wisse, was er dem Evangelium zu danken habe, müsse sich bewogen finden, auch diesen Schützlingen Englands etwas von seinen besten Schätzen mitzutheilen, soweit es ohne Gefahr für den Frieden geschehen könne. Und wo sei denn die Gefährlichkeit der Strampur Mission an den Tag gekommen? Man habe großes Aufheben von der Unvorsichtigkeit eines Neubekehrten gemacht, der in seinem Traktat Muhammed geschmäht habe (s. S. 385); eine Unvorsichtigkeit sei allerdings begangen worden, aber die vertheilten 300 Exemplare haben nirgends einen Aufruhr oder auch nur eine starke Erwiederung hervorgerufen. Er schloß mit einer warmen Lobrede auf die vielgeschmähten Strampur Missionare.

Unter den Erwiederungen zeichnete sich vor allen die Rede eines H. Prendergast aus, der selbst gesehen haben wollte, wie Dr. Carey in den Straßen Kalkutta's von einem Faß herab die Volksmenge harangirt habe, in so ungemessenen Schmähreden, daß er ohne das Einschreiten der Polizei umgebracht worden wäre. Das war pure Dichtung: Carey hat nie in den Straßen Kalkutta's gepredigt, kein Missionar hat dort je von einem Faß herab geredet, für keinen ist je die Polizei eingeschritten.*) Das Haus kehrte sich wenig an diese

*) Fuller verlangte nachträglich von Prendergast, daß er seine unwahre Behauptung öffentlich zurücknehme. Dieser, ein bekannter Duellist, wollte ihn herausfordern; aber Wilberforce bedeutete ihm lächelnd: mit dem Manne werden Sie nicht auf Ihre Weise fertig. Später läugnete er, gesagt zu haben, er selbst habe Carey auf dem Faß predigen gesehen.

Schmähungen; mit 89 Stimmen gegen 36 beschloß es (1. Juni, drei Uhr Morgens) die Zulassung der Missionare.

Heiße Kämpfe entspannen sich noch über der Berathung der einzelnen Paragraphen, aber am 30. Juli wurde die Bill (von 48 Stimmen gegen 24) angenommen; und das Oberhaus, welchem Lord Wellesley die vortheilhafteste Schilderung von der gemäßigten Handlungsweise der Sirampur Missionare machte, trat dem Beschlusse fast einstimmig bei.

So war nun die Ausbeutung Indiens zu Gunsten einer ausschließenden Körperschaft vorüber. Die Compagnie hatte das Schicksal jedes Monopols erlebt: ihr Handel war in den letzten 19 Jahren nur mit schwerem Verlust (von vier Mill. Pfd. St.) betrieben worden, während die wenigen unabhängigen Kaufleute, die Indien besuchen durften, sich mit leichter Mühe bereicherten. In diesen 20 Jahren war nun die Industrie eine Macht geworden, Fabrikanten und Kaufleute forderten einstimmig Theilnahme am indischen Handel und freie Bewegung in englischen Kolonien. War diese einmal im Interesse der handelnden Klassen freigegeben, so konnte vom Festhalten der religiösen Beschränkungen konsequenter Weise nicht mehr die Rede sein; und so hat hier der Handel allerdings der Mission die Thüre öffnen helfen, indem Indien zugleich für englische Gewebe und für die Bibel zugänglich wurde. Die Compagnie sah in dieser Neuerung das sichere Verderben ihres Reichs; der Handel mit Indien, behaupteten ihre 50 Zeugen, achtungswerthe Männer, habe die höchste mögliche Ausdehnung erreicht, die unabänderlichen Gewohnheiten der Hindu's schließen jede Aussicht auf erweiterten Tauschverkehr aus; Zulassung von Europäern werde zu Verletzungen der einheimischen Vorurtheile führen und das Reich gefährden u. s. w. Ein Wellesley und Teignmouth waren in diesen Ansichten so befangen, wie die erbittertsten Missionsfeinde. Nur Ein Mann, Lord Grenville, war seiner Zeit vorangeeilt und wünschte für Indien eine ganz andere Regierung, weil, wie er überzeugend ausführte, kein Fürst je nutzreichen Handel getrieben, keine Handelsgesellschaft je zum Besten der Unterthanen regiert habe. Damals wunderte man sich insgemein über die barocke Rede, während jetzt der Fortschritt der Zeit die in ihr ausgesprochenen Grundsätze zu allgemeiner Geltung gebracht hat.

Mit der Umwandlung dieses Jahrs war der erste Stoß gegen das 56jährige Gebäude der Krämergesellschaft geführt, welche es für

ihre höchste Pflicht erachtet hatte, ihre indischen Provinzen durch Monopole auszubeuten. Das nächste halbe Jahrhundert hat statt dessen ein Reich geschaffen, dem England die Segnungen des gesellschaftlichen Fortschritts im weitesten Maße zuzuwenden als seine Aufgabe betrachtet. Der „unausdehnbare" Handel hat sich mehr als sechsmal vervielfältigt (indem er von 2 Mill. Pfd. St. auf jährliche 12—14 Mill. stieg). Die „unveränderlichen" Hindu's haben sich an europäische Waaren und Sitten gewöhnt. Europäische Kolonisation wird nicht mehr gefürchtet, sondern auf jede Weise befördert, und hat den Taglohn des indischen Arbeiters verdoppelt und verdreifacht; Missionare sind in jede Provinz eingedrungen und haben sich der vollsten Preßfreiheit bedient, ohne Empörung zu veranlassen; und auch der schreckliche Aufruhr der bengalischen Armee im Jahr 1857 hat nur dazu beigetragen, ihre Unschädlichkeit ins volle Licht zu stellen und ihnen die ungetheilte Achtung der strebsamen Hindu-Bevölkerung zu erwerben.

Der neue Freibrief enthielt auch die Bestimmungen für den Ausbau der Episkopalkirche in Indien. Freilich waren die Wünsche Buchanan's, der einen Erzbischof, 3 Bischöfe und 12 Erzdiakone verlangte (s. S. 380), auf ein viel geringeres Maß herabgesetzt worden. Ein Bischof und drei Erzdiakonen schienen vorerst zur Beaufsichtigung der Kaplane vollkommen hinzureichen. Castlereagh hatte in seiner Bill vorgeschlagen, daß dem Bischof und den Erzdiakonen aller Handelsbetrieb untersagt sein solle. Dieser Paragraph wurde aber „als kränkend für das geistliche Amt" gestrichen. Das Unterhaus hatte vergessen, daß es sich seit undenklichen Zeiten von selbst verstanden hatte, daß die Kaplane der Compagnie sich ganz wie andere Beamten bei Handelsspekulationen betheiligten, wie denn vor kaum 15 Jahren drei Kaplane mit reichen Schätzen, dem Ergebniß ihrer Handelsthätigkeit, nach England zurückgekehrt waren. Dem Einfluß der evangelischen Männer Brown und Buchanan war es zu danken, daß nun allgemein ein höherer Ton in die Kaplane Indiens eindrang, und ihre Thätigkeit sich auf geistliche Dienste beschränkte. Zum Bischof übrigens wurde nicht Buchanan ernannt, der durch Krankheit zurückgehalten war, sondern der gelehrte und milde Dr. Middleton, der 1814 in Kalkutta landete und mit den Sirampurern sich in ein freundliches Vernehmen setzte.

Für die Beförderung der Wissenschaft und Volksbildung setzte die Bill die ärmliche Summe von jährlich 10,000 Pfd. St. aus,

welche überdies nur von dem möglichen (aber sehr unwahrscheinlichen) Ueberschuß der Jahreseinkünfte bezahlt werden sollte. Diese Einschränkung in Verbindung mit dem besonderen Zweck, der in's Auge gefaßt wurde, der Beförderung altindischer Studien, versöhnte die Direktoren mit der unliebsamen Ausgabe, die nur den Brahmanen am Kollegium in Benares Aussicht auf weitere Unterstützung eröffnete. Für den Unterricht des Volks zu sorgen, betrachteten sie einmal nicht als eine ihrer Aufgaben.

---

13. Die Zeit des ungehemmten Fortschritts.

Wir haben uns über die Geschichte der Sirampur Mission in ihren ersten 20 Jahren weitläufiger verbreitet, weil ihre Bedeutung für diese Zeit des Kampfs von ungemeiner Wichtigkeit ist und ihre quellenmäßige Beschreibung die Grundlage für die Kirchengeschichte Nordindiens bildet. Standen ihre Arbeiter doch im Verein mit den vielgenannten Kaplanen allein gegen den Strom des Unglaubens und der ausschließlich irdischen Interessen, der sich von der Hauptstadt aus über das ganze britische Indien ergoß, und wagten es, Christum den Heiden zu predigen, so lange dieser Dienst sie der Verachtung und Verbannung aussetzte. Nun die Schlacht gewonnen ist, dringen Missionare aller Gesellschaften in die gemachte Gasse ein; und es wird schwer, ja unmöglich, eine übersichtliche und doch anschauliche Darstellung von ihrer weitverzweigten Arbeit zu geben. Haben wir bisher versucht, Alles, was für die bengalische Mission von Bedeutung war, in ein Gesammtbild zu vereinigen, so müssen wir uns nun engere Grenzen stecken, indem wir uns auf die Schilderung des Werks beschränken, das in Sirampur seinen belebenden Mittelpunkt hatte. Eben damit nimmt auch unsere Erzählung hinfort einen rascheren Gang, je näher wir dem Ende der drei edlen Männer rücken, welche dort ihre Heimat und ihr Grab gefunden haben.

Noch war der parlamentarische Kampf unentschieden, als Lord Moira London verließ, um die Regierung Indiens zu übernehmen. Da, im Jan. 1813, wagte es Fuller, ihm die Sirampur Mission und ihre Interessen ernstlich ans Herz zu legen. Er schilderte in kurzen Zügen, wie viel bereits erreicht sei, und wie sich jetzt die Zahl der Getauften alle 2—3 Jahre verdopple. In dem edlen Lord war

der geeignete Mann gefunden, die neue Zeit in Indien einzuführen (Oct. 1813). Er widerrief sogleich den Befehl, welcher Miss. Robinson von Java zurückbeorderte (S. 441); ja, als der dritte Sohn Carey's, Jabez C., die Christen auf dem einst holländischen Amboina besuchen wollte, bot er ihm eine freie Passage nach der Insel an.

Weniger liberal waren in der ersten Zeit nach ihrer Niederlage die Direktoren der Compagnie. Zwar Carey's Neffen, Eustace C., erlaubten sie, in einem ihrer Schiffe nach Kalkutta zu fahren; es war das erste, das die Einnahme von Paris in Indien verkündigte und dadurch allgemeine Freude in der Hauptstadt Bengalens hervorrief. Dort hat Eustace lange als beliebter Prediger gewirkt. Als dann aber Miss. Yates um einen Paß bat, wurde er ihm verweigert. Die Direktoren hatten gerade gehört, wie ihr Kaplan Thomason die amerikanischen Missionare in seinem Trostschreiben auf eine höhere Macht verwiesen hatte, die über der indischen Regierung stehe (S. 438); und dieses Wort hatte sie gereizt, der Mission noch einmal ihren Widerwillen zu erkennen zu geben. Yates wandte sich jedoch getrost an den indischen Minister (board of controul), von welchem ihm auch augenblicklich ein Paß verabfolgt wurde. Er hat sich sodann unter Carey zu einem Bibelübersetzer gebildet, dessen Verdienste allgemeine Anerkennung gefunden haben. Die Direktoren aber bequemten sich, fortan die Mission als ein nothwendig gewordenes Uebel zu dulden.

Uebrigens hat auch Lord Moira dem Einfluß seiner missionsfeindlichen Umgebung in Einem Falle nachgegeben. Derselbe betraf den bekannten Miss. Chamberlain, der sich nun einmal bei den Behörden als rücksichtslos anrüchig gemacht hatte (S. 397). Kurz ehe derselbe (1812) mit einer Sipahi-Wache von Agra zurücktransportirt wurde, hatte ihn Oberst Dyce nach Sardhana eingeladen, um die Erziehung seiner Kinder zu übernehmen. Damit gieng es so zu. Ein Salzburger Abenteurer, Reinold, berüchtigt durch seine Henkersarbeit an 60 gefangenen Europäern in Murschidabad (1763), hatte später unter dem Namen Sombre (der Finstere) oder Somru sich eine Grafschaft, 4 Stunden von Mirath, zusammengeraubt, die er sterbend seiner Wittwe hinterließ. Diese, die Bigam Somru, von einer edlen Mogulfamilie, aber durch ihren Gatten zur Annahme des Katholicismus vermocht, wußte mit vielem Takt ihr Schifflein durch die unruhigsten Zeiten zu steuern und sich auch bei den Briten in Achtung zu setzen. Sie gab ihre Enkelin und Erbin einem Soldatenwaisen Dyce zur

Frau, und dieser, nun ihr Minister und Befehlshaber ihres kleinen Heeres, wünschte seinen Kindern eine protestantische Erziehung zu verschaffen. Daher die Bitte an Chamberlain. Kaum war dieser nach Sirampur zurückgekehrt, als der Oberst sein Gesuch wiederholte. Die Brüder glaubten ihm entsprechen zu sollen, da dort immerhin viele Freiheit zum Wirken für die Mission zugesichert blieb. So kam es denn, daß Chamberlain, nur acht Monate nach seinem erzwungenen Abzug von Agra, sich wieder dort einstellte, um von einer glänzenden Eskorte nach Sardhana abgeholt zu werden, allwo er nun den Knaben zu lehren hatte, der unter dem Namen Dyce Sombre später in den aristokratischen Kreisen Englands eine traurige Berühmtheit erlangen sollte. Chamberlain blieb übrigens Missionar. Als die Bigam einmal den Großmogul in Delhi besuchte, durfte er sie begleiten, um den Muhammedanern der alten Hauptstadt das Evangelium mit Macht zu verkündigen. Er sandte auch dem Thronerben des Moguls eine arabische Bibel in den Palast und fand mehr Anklang, als er selbst erwartet hatte; natürlich hatte er auch mit den Jahren mehr Vorsicht gelernt. Als sodann die Fürstin sich noch die große Messe in Haridwar beschauen wollte, wo jährlich Hunderttausende zusammenströmen, wagte sich Chamberlain in jenes Menschenmeer und predigte zwölf Tage lang, erst vor Hunderten, dann vor Tausenden, die sich stille um ihn her setzten, das Wort Gottes. Abends, wenn er sich in sein Zelt zurückzog, erscholl der tausendstimmige Ruf: der Padre lebe hoch für immer! sonst wurde die Ruhe nicht Einmal unterbrochen. — Doch wurde dieser Umstand von den Behörden an Lord Moira berichtet, und zwar in so entstellender Weise, daß die Bigam den Befehl erhielt, ihren Hauslehrer augenblicklich zu entlassen. Umsonst waren alle Gegenvorstellungen; sie mußte ihn ziehen lassen, nicht ohne die bittere Aeußerung: „auch von den Mahratta's habe sie keine solche Behandlung zu erfahren bekommen." Chamberlain versuchte selbst, den edeln Lord umzustimmen, indem er sich zu ihm ins Lager begab und nachwies, wie Lady Hood und der bekannte Genieoberst Mackenzie ihm ihre Freude über das vor ihren Augen vollzogene Experiment ausgedrückt und sich über die Aufmerksamkeit und Ruhe der Zuhörer verwundert haben. Der Lord aber bemerkte trocken, wohl lasse sich einmal auch eine Pistole in ein Pulvermagazin abfeuern, ohne daß es auffliege, darum werde doch kein weiser Mann den Versuch wagen. Es blieb dabei, Chamberlain mußte nach Sirampur zurückkehren; er wählte

Moughir zu seiner Station, wo er noch acht Jahre rastlos im Segen fortarbeitete, ehe er (1822) zu seiner Ruhe eingieng.

Doch war dieß das letztemal, daß Lord Moira sich in seinem Verhalten gegen die Mission durch die Anhänger der alten Regierungstradition bestimmen ließ. Im November 1815 wagte er die unerhörte Neuerung, der Mission in Strampur einen Besuch abzustatten, und zwar kam er in Begleitung des Bischofs Middleton. Der Generalgouverneur hat es in seinem Tagbuch ausgesprochen, wie bewundernswerth ihm die Arbeiten der Mission erschienen seien, und wie er soviel mehr, als er erwartet, gefunden habe. Drei Wochen später wurde Strampur den Dänen zurückgegeben, deren König die Missionare aufs Neue seiner Theilnahme und seines Schutzes versicherte. Der letztere war nun Gottlob entbehrlich geworden; an Zeichen von herzlicher Theilnahme aber ließ es der Fürst nie fehlen, und die Missionare wären mit dem Danebrog-Orden geschmückt worden, wenn sie sich die Ehre nicht verbeten hätten.

Lord Moira war auch der erste Generalgouverneur, der sich für den Unterricht des Volks interessirte. Mitten unter dem Lärm des Nepalkriegs, den ihm sein Vorgänger hinterlassen hatte, fand er Zeit, Benares zu besuchen und die dortige Hochschule in Augenschein zu nehmen. Die Priester der großen Tempel waren hochverwundert, daß er ihnen keine Geschenke machte; während in Ceylon um dieselbe Zeit der Vertreter der Krone Großbritannien am Sonntag in Procession auf den Haupttempel zuschritt, vor dem Eintritt seine Schuhe abnahm und dem Heiligthum seitens der Regierung eine prächtige Spieluhr verehrte. Lord Moira dagegen bezweifelte mit Recht, ob von den Priestern für Volksbildung irgend etwas zu erwarten sei. Die Madrisa, welche Warren Hastings für die Muhammedaner, die Sanskritschule, welche Jonathan Duncan für die Brahmanen errichtet hatte, schienen ihm so ziemlich nutzlose Anstalten zu sein. Lieber besprach er sich mit dem reichen Bengalen Dschay Narayan, der dort eine Hochschule für englische, persische und Hindustani Studien gründen wollte, und sagte ihm Regierungshilfe zu, falls er einen praktischen Plan zu Grund lege. — Ebenso unterstützte er den Londoner Miss. May in Tschinsura, der überall Volksschulen anlegte, mit einem monatlichen Beitrag von 600 Rupies. Und überall regte er die Schulfrage so mächtig an, daß auch die reichen Hindu's in Kalkutta (Mai 1816) zusammentraten und unter seinem Vorsitz das Hindu College grün-

deten, welchem die höheren Klassen Bengalens lange Jahre hindurch fast ausschließlich ihre englische Bildung zu verdanken hatten. Wären die Direktoren diesen Bestrebungen weniger abhold gewesen, so hätte schon damals der große Impuls zur europäischen Bildung der strebsamen Jugend gegeben werden können, auf welchen Indien noch 40 Jahre länger warten mußte.

Unter diesen neuen Anläufen brach nun ein heftiger Kampf verschiedener Ansichten aus. Da waren einmal die Orientalisten, welchen wie den Direktoren, hauptsächlich an der Pflege der alten Sprachen, des Sanskrit und des Arabischen, gelegen war. Der Generalgouverneur erwartete davon so wenig Frucht, wie die Missionare, und die Folge hat gezeigt, daß in diesen Fächern einige europäische Gelehrte mehr auszurichten im Stande waren, als der ganze Haufe eingeborner Priester. Fragte man aber weiter, wie eine Neubelebung der indischen Gesellschaft am besten befördert werde, so standen sich da die Anglicisten den Vernakularisten schroff entgegen. Jene erwarteten alles Heil von englischem Unterricht; dieser werde zwar der Natur der Sache nach nur Wenige so weit fördern, daß sie wirklich in die europäische Gedankenwelt einzutreten vermögen, aber der Einfluß dieser Wenigen werde um so tiefer gehen und weiter reichen, bis das Englische die gemeinsame Sprache der Gebildeten durch ganz Indien werde, etwa wie das Lateinische im römischen Reiche. Dr. Marshman hielt dieß für einen Irrthum; er war durch und durch Vernakularist. In einer eigenen Schrift (hints relative to native Schools) entwickelte er das einzig naturgemäße System der Volksschule, das sich ausschließlich auf die Landessprache gründet. In einfachen Schulbüchern, zunächst auf Tafeln, müsse vor Allem diese selbst gelehrt und ihre Orthographie festgestellt werden, dann lassen sich die Resultate unserer Wissenschaft in kleineren und größeren Lehrbüchern mittheilen, zu welchen er auch einen Auszug der h. Schrift (nicht sie selbst) beizufügen vorschlug. Diese Bücher zu lehren, müsse erst ein neues Geschlecht von Lehrern gebildet werden, was sich am schnellsten nach dem Lankasterschen System bewerkstelligen lasse, das die Uebersicht von 8—10 Klassen durch Einen Lehrer ermögliche. Dann aber müsse für regelmäßige und energische Aufsicht durch prüfende Inspektoren gesorgt werden. Für 50 Schulen mit etwa 3500 Kindern dürfte die jährliche Auslage von 1000 Pfd. St. hinreichen. Der wohlerwogene Vorschlag kann für eine Darstellung des Serampur Schulsystems gelten, wie es damals

im Werden begriffen war. Die neueste Regierung Indiens hat denselben so ziemlich adoptirt, nur daß die Berechnung der Kosten sich nicht an die übertriebene Sparsamkeit der Sirampurer bindet.

Damals aber lachte man über den utopischen Plan, nicht zwar in England, wo er Anklang fand, aber in den einflußreichen Kreisen der Anglo-Indier. Wie sollten auch die Direktoren sich auf ein Budget einrichten, das solche Auslagen in Aussicht stellte! Indessen dehnten die Sirampurer ihre Schulen nach allen Seiten aus. Sie hatten ihrer 20 auf den Stationen außerhalb der Hauptstadt unterhalten, in welcher selbst mehrere von öffentlichen Subscriptionen getragen wurden. Die Beiträge, welche jetzt zusammenflossen, ermächtigten sie bald, 45 weitere Elementarschulen zu gründen; und überall um Kalkutta her erwachte der Durst nach Erkenntniß. Schulbücher wurden mit großem Eifer bearbeitet, insbesondere durch Felix Carey (seit 1812), dem es Keiner im Schreiben des Bengalischen zuvorthat.

Den Hauptanstoß aber gab nun die Gründung der Schulbuchgesellschaft (1817) durch die Gemahlin des Generalgouverneurs. Sie hatte in Barrackpur eine Schule gegründet, für welche sie die nöthigen Bücher selbst zusammenschrieb; jetzt vermochte sie acht Babu's (bengalische Gentlemen) mit 16 Europäern sich für diesen Zweck zu verbinden, und wer nur für Indiens Fortschritt ein Herz hatte, unterstützte die Sache durch Beiträge (denn die Bücher mußten unter ihrem Kostenpreis verkauft werden) oder betheiligte sich durch Abfassung oder Uebersetzung passender Schriften an der neuen Bewegung. — Am 30. Juli gleichen Jahres wagte der Generalgouverneur, Marquis von Hastings war nun sein Titel, in einer glänzenden Versammlung seine Grundsätze offen auszusprechen: „Nimmermehr wird diese Regierung dem falschen Gedanken Einfluß gestatten, als ob die Verbreitung richtiger Erkenntniß die Menschen weniger unterthänig gegen die Obrigkeit machte; als ob wir die Unwissenheit der Massen verewigen müßten, um desto leichter über sie zu herrschen." Er wußte, daß, was er aussprach, noch vielen seiner Hörer als eine Ketzerei klang; schwere Erfahrungen waren nöthig, um sie in den indischen Regierungskreisen zu voller Geltung zu bringen.

In dieser Frage war der Marquis seiner Sache so gewiß, daß er auch die Schulen der Sirampurer mit einer Gabe von 500 Rupies unterstützte, „weil kein Almosen in diesem Lande mehr am Platze sei, als Kindern zur Erwerbung sittlicher Grundsätze zu verhelfen." Das

ermuthigte die Missionare, um die Erlaubniß zur Herausgabe einer bengalischen Zeitschrift nachzusuchen. Unter der Bedingung, daß sie sich der Besprechung politischer Fragen im Morgenlande enthalte, wurde die Erlaubniß ertheilt, und im Merz 1818 machte der Digdar han, „Länderbeschauer", seine Erscheinung. Diese Monatsschrift wurde so gut aufgenommen, daß Marshman alsbald eine wöchentliche Zeitung Samat chardarpan „Nachrichtenspiegel" ankündigte, und da der Censor in Kalkutta kein Verbot dagegen ergehen ließ, 31. Mai 1818 auch diese erste aller Zeitungen in orientalischer Sprache vertheilte. Carey zweifelte bis zum letzten Augenblick, ob damit nicht zuviel gewagt sei. Aber Marshman sandte das Blatt an den Regierungssecretär, der sich ruhig verhielt, und damit war wiederum das Eis gebrochen. Schon nach wenigen Tagen gab ein Hindu in Kalkutta eine zweite Zeitung, den „Dunkelvernichter", heraus, der sich die Vertheidigung des Brahmanismus zum Ziel steckte. Da das hohe Porto der Verbreitung des Nachrichtenspiegels im Wege stand, bat Marshman den Lord um Erleichterung von dessen Versendung, und die Regierung setzte das Porto auf ein Viertheil der bisherigen Summe herab. Ebenso gab nun Dr. Marshman den friend of India als eine englische Monatsschrift heraus, ohne auf einen Anstand zu stoßen, obwohl alle diese Blätter, als auf dänischem Boden erscheinend, sich der Ueberwachung durch die angloindische Censur entzogen. Der Marquis traute es den Missionaren zu, daß sie keine Unvorsichtigkeit begehen würden.

Hastings hatte nun durch einen wohlcombinirten Feldzug die Macht der räuberischen Pindaris gebrochen und in Centralindien einige Ruhe hergestellt. Da brach er auch durch ein weiteres Hemmniß des Fortschritts, indem er die Censur aufhob. Er glaubte, „wenn eine Regierung sich auch der reinsten Absichten bewußt sei, werde sie doch von der Controle der öffentlichen Besprechung Nutzen ziehen. Eine Obrigkeit, die nichts zu verbergen habe, sei wohl die mächtigste." Natürlich protestirten die Direktoren gegen diese Neuerung, aber Canning, der damals dem board of controul vorstand, legte ihren Beschluß mit dem Stillschweigen der Verachtung bei Seite.

In dem neugewonnenen Radschputana Schulen zu gründen, schien dann dem edlen Marquis das erste Erforderniß. Er korrespondirte über deren Einrichtung mit Marshman, und erhielt als Schulinspektor den tüchtigen Jabez Carey, der von dem nun wieder holländischen

Amboina zurückgekehrt war. Derselbe hat dann (1818) viele Jahre in Adschmir die Regierungsschulen geleitet, unter einem erst dem Räuberwesen entwöhnten Geschlecht. Die Schulen wollten freilich nach dem ersten Anlauf nicht recht gedeihen, was dann ein englischer Beamter durch die Abneigung der Eltern gegen die darin gelesenen Evangelien zu erklären suchte. Es heiße, man wolle die Kinder zu Christen machen und sie dann nach Kalkutta schicken. Hastings glaubte dem Gerücht nachgeben zu müssen, und rieth, mit Lesung der Evangelien auszusetzen (1822). Es versteht sich von selbst, daß mit dieser Maßregel der Schulbesuch um nichts verbessert, wohl aber eine spätere Einführung der h. Schrift in den Schulen bedeutend erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wurde.

In Bengalen hatten die Sirampurer damals (Jan. 1815) sechs Stationen, die von europäischen Missionaren bedient waren, und vier andere unter eingebornen Missionaren. Dazu kamen vier Stationen in Oberindien, welche sich durch Allahabad (1816) und Benares (1817) auf sechs vermehrten; endlich vier in Surat, Barma, Ceylon und Amboina (bis 1818). Als Amboina durch J. Carey's Abgang aufhörte, wurde Benkulen auf Sumatra in Angriff genommen. Sir Stamford Raffles, der sich selbst eine Zeit lang in Sirampur aufhielt, nahm Ward's unternehmenden Neffen, Nathaniel Ward, auf die Insel mit, wo derselbe sogleich eine Presse aufschlug und mit großem Eifer dem Unterricht der Malayischen Jugend oblag. Seine Arbeit endete erst 1826 mit der Uebergabe der britischen Besitzung an die Niederländer. Die Zahl der eingebornen Prediger belief sich auf 27, die der Getauften auf 765 (im J. 1818 bereits über 1000). Die Bibel oder doch das N. T. war 1815 in sieben Sprachen gedruckt; das N. T. in 14 weiteren war wenigstens unter der Presse. Freilich bekannten die Uebersetzer selbst, daß alles das noch sehr unvollkommene Arbeit sei, wie auch ihre indischen Prediger noch lange nicht die gründliche Erkenntniß besitzen, welche ihnen zu wünschen wäre. Doch war überall Fortschritt zu verspüren.

Barma war an die amerikanischen Missionare abgegeben, welche in Sirampur sich an das Kleeblatt angeschlossen hatten und nun erst unter den Baptisten Amerika's eine Gesellschaft stiften mußten, an der sie für ihre weiteren Operationen einen Anhalt hätten. Am 13. Juli 1813 landeten die Judsons in Rangun, am 28. Mai 1814 bildete sich erst die Bostoner Gesellschaft, welche sie unterstützen sollte; in der

Zwischenzeit halfen die Serampurer aufs freigebigste mit Geldmitteln aus. Carey meinte zwar anfangs, von diesen Amerikanern lasse sich wenig erwarten, sie haben zu luxuriöse Gewohnheiten, als daß sie unter Wilden sich leicht einleben dürften. Er lebte aber noch lange genug, um seine Ansicht zu ändern.

Am andern Ende Barma's, in Tschittagam, blühte eine energische Gemeinde von 100 Arakanen unter dem Serampurer Debruyn auf, der freilich schon 1817 durch einen Meuchelmörder sein Leben verlor; und Flüchtlinge von den Khasi-Hügeln in Silhet wurden von dem treuen Erstling Krishna Pal in die Gemeinde aufgenommen. In Einem Jahre wurden auf den verschiedenen Stationen bereits 116 getauft, die freilich nicht alle treu blieben. Andere Neubekehrte, wie der Kayastha Taraschand Datt, der mit fünf angesehenen Männern seiner Kaste (1813) sich taufen ließ, wuchsen zu künftigen Stützen der Mission heran. Der alte Freund der Mission, Ramboso dagegen, der die Götzen immer mit aller Kunst der Sprache verspottet hatte (S. 355), starb endlich ungetauft; das genügte, ihm bei dem Volk den Ruf eines Hindu-Heiligen zu verschaffen: hatte er auch 25 Jahre lang die Bibel den Schastras vorgezogen, die Kaste wenigstens hatte er nie drangegeben!

14. Mittagshöhe in Serampur.

Die Mission war eben im glücklichsten Fortschritt begriffen, als ihr durch inneren Zwist ein schwerer Stoß versetzt wurde. Die Leitung ihrer heimatlichen Angelegenheiten war bisher so ziemlich dem genialen Fuller anvertraut gewesen, der mit zwei Freunden, Sutcliff und Dr. Ryland, in formlosester Weise abmachte, was in jedem Zeitpunkt dienen konnte, den Gang der Mission zu erleichtern. Sein Grundsatz war: wir haben nicht über die Missionare zu herrschen, sondern ihnen zu dienen. Formelle Kommitteeberathungen fanden selten statt; Fuller in Kettering konnte seinem neun Stunden weit entfernten Freunde Sutcliff schreiben, er solle von Olney aus auf einem Morgenritt bei dem oder jenem Meilenstein mit ihm zusammentreffen, und dann, ohne aus dem Sattel zu steigen, das Nöthige mit ihm besprechen, wozu Ryland von Bristol aus gern seine schriftliche Beistimmung gab. „Wir haben wenig mehr gethan," schrieb Fuller zuletzt nach Serampur, „als euch nach unseren Kräften mit Geldmitteln und mit Aus-

sendung einiger Rekruten zu unterstützen." So war den Missionaren eine vertrauensvolle, freundliche und belebende Correspondenz mit der Heimat geschenkt; sie blieben verschont mit einer „Masse von Beschlüssen". Gewiß der sicherste Weg in einer Zeit, da oft 1½ Jahre vergiengen, ehe die Antwort auf einen Bericht der Missionare in Sirampur anlangen konnte.

Allmählich hatte es aber die Mission zu einem gewissen Ansehen gebracht, und nun regte sich besonders unter den Baptisten in London der Wunsch, an ihrer Leitung mehr Antheil zu gewinnen. Viele Gesellschaften hatten dort ihren Sitz, und unter ihnen herrschte die Ansicht vor, die Committeen seien die Arbeitgeber, die von ihnen angestellten Missionare ihre Untergebenen. Die freie Bewegung, welche den Sirampurern gestattet war, wurde nach und nach vielen guten Männern eine unerträgliche Ausnahme. Da starb Fuller (im Mai 1815), ein unersetzlicher Verlust für die Mission, da er wie wenige die umfassendsten Anschauungen mit der genauesten Einsicht in das Einzelnste verband. Sutcliff war vor ihm abgerufen worden (Juni 1814). Es wurde nun nöthig, eine neue Ordnung einzuführen, und die Sirampurer waren sogleich entschieden, die Gesellschaft um Uebernahme der Aufsicht über die jüngeren europäischen Missionare zu bitten, für welche sie bisher das Kassier- und Sekretäramt versehen hatten, während sie sich nur die Leitung der von ihnen selbst angestellten Arbeiter vorbehielten.

Mit Fullers Tod aber war das Band des gegenseitigen Vertrauens zerrissen; 20 Monate lang blieben die Sirampurer ohne alle amtliche Mittheilung. Dann hörten sie, wie eine neue Kommittee von 42 Gliedern (mit einem Subkommittee von neun) zusammengetreten sei, von welchem der alte Dr. Ryland, einst Marshman's Lehrer, sich zum Sekretär wählen ließ, hauptsächlich aus Furcht, jüngere Männer möchten die Zügel ergreifen. Darum herrschte doch jetzt ein neuer Ton in den Berathungen und Beschlüssen. Man fühlte sich als eine Gesellschaft wie andere Gesellschaften; den Sendboten wurden Gehalte ausgesetzt und darum Gehorsam von ihnen verlangt. Kaum erinnerte man sich noch, daß Carey im J. 1793, seine Mitarbeiter 1799 in so ganz anderer Weise hinausgezogen waren, nämlich unter dem Einverständniß, daß die Gesellschaft sie nach Kräften unterstütze, bis sie sich selbst zu unterhalten vermögen.

Zuerst wurden nun die Sirampurer nach dem Rechtstitel ihres

Eigenthums gefragt (Oct 1816); sie mußten die Dokumente prüfen, die seit dem Hauskauf nie angeblickt worden waren, und genau darüber berichten; denn Dr. Ryland konnte sich der Einzelheiten nicht mehr entsinnen. Dann wurde ihnen Miss. Pearce zugesendet, mit der Weisung, in Serampur zu wohnen, ohne daß die älteren Bewohner darum gefragt wurden. Diese erkannten, daß die Zeit gekommen sei, von der ihnen Fuller schon geweissagt hatte, als er schrieb: wenn man einmal Serampur Gesetze geben will, so hoffe ich, werdet ihr euch unabhängig erklären. Sie erklärten (15. Sept. 1817) ihre Unabhängigkeit von der Kommittee; so nämlich, daß sie jeden auffallenden Schritt vermeiden, das Missionshaus nach wie vor bewohnen wollten, es aber für Eigenthum der Gesellschaft erklärten, falls sie mit Tod abgiengen. Sie hatten bis dahin aus dem Ertrag ihrer Arbeit über 50000 Pfd. St. zur Mission beigetragen, und sich zu einem gemeinschaftlichen Haushalt bequemt, um der Sache möglichst zu dienen. Das Haus hatte 3000 Pfd. St. gekostet; hätten sie gewußt, welchen Mißdeutungen sie sich aussetzten, so hätten sie leicht mit einer ihrer damaligen Jahreseinnahmen eine andere Wohnung kaufen können; doch fürchteten sie sich, durch einen offenen Bruch dem Kredit der Gesellschaft zu schaden.

Dieser wurde aber nicht verhütet. Die Baptistischen Missionare in Kalkutta, voran Carey's Neffe Gukace, sammt Pearce, erklärten sich unumwunden für die Gesellschaft, von der sie nun reichlichen Gehalt bezogen, wie sie ihr vollen Gehorsam zusagten, und forderten das Kleeblatt in Serampur auf, sich endlich zu demüthigen. Keiner hat das in strengerer Weise gethan als Miss. Adam, der sich nicht schämte, Marshman zum Abschied ehrenrührige Vorwürfe zu machen. Es ist das derselbe Adam, dem zwei Jahre später über seinen Verhandlungen mit Ram Mohan Ray der Glaube an die Gottheit Christi abhanden kam; daher er zum großen Triumph der Missionsfeinde Unitarier wurde, nicht ohne seinen Brüdern noch möglichst viel von rückständigem oder aufgespartem Gehalt abzufordern. Damals antworteten ihm Carey und Ward, sie kennen ihren Kollegen besser nach einem innigen Zusammenleben von fast 20 Jahren, als er mit einer fernen Beobachtung von wenigen Wochen. Mit Entrüstung wiesen sie seine Schmähung des edlen Mannes zurück: „Wir schließen mit dem ernstlichen Wunsche, daß, wenn Sie einmal so lange wie Dr. Marshman in Indien gelebt haben, Ihre Arbeiten so unermüdet

und erfolgreich ausgefallen sein mögen wie die seinen, daß Ihre Opferwilligkeit sich so groß erwiesen haben möge, wie die eines Mannes, der aus harter Anstrengung der Sache Gottes Mittel darreichte, die ihm zu einem großen Vermögen hätten anschwellen können; und daß Sie in Ihren spätern Jahren dieselbe selige Aussicht auf Herrlichkeit und Unsterblichkeit haben mögen, deren sich unser theurer Bruder unzweifelhaft erfreut."

Die Gesellschaft suchte mit wechselvoller Politik den Riß zu heilen. Als Ward (Decemb. 1818) durch Krankheit genöthigt ward, Indien für einige Jahre zu verlassen, fand er sie sehr zertheilt und überall viel Mißtrauen, das die Freigebigkeit der Freunde lähmte, sammt einer Masse nachtheiliger Gerüchte, die kaum widerlegt, in neuer Gestalt wieder auftauchten. Ward wurde nie zu einer Kommitteesitzung eingeladen. Doch war er der erste Missionar, der vom fernen Osten nach England zurückgekehrt war. Daher man sich allenthalben um ihn riß und ihm viele Gelegenheit geschafft wurde, für die Gesellschaft, wie für Sirampur zu reden, und die Sache besonders der weiblichen Erziehung, die Abschaffung der Wittwenverbrennungen und was sonst zum Fortschritt Indiens gehörte, mit Macht zu vertreten. Dadurch trat er dem doch der Gesellschaft wieder näher. Diese hatte im J. 1819 London zu ihrem Centrum gewählt, und sich einen angesehenen Mann, Gutteridge, eine wahre Diplomatennatur, zum Vorstand gesetzt. Durch ihn unterhandelte nun die Kommittee mit Ward, der in die größten Verlegenheiten kam. Denn einerseits fürchtete man sich, bekannt werden zu lassen, daß Sirampur eine getrennte Verwaltung habe; andrerseits war die Gesellschaft entschlossen, lieber auseinander zu gehen als die Unabhängigkeit Sirampur's anzuerkennen. Alle versuchten Lösungen erwiesen sich als unzulänglich; am Tage vor seiner Wiedereinschiffung (1821) erhielt Ward ein Pamphlet, in welchem die Kommittee, natürlich von ihrem Standpunkt aus, den Bruch veröffentlichte. Es war nun nicht mehr Zeit zu einer öffentlichen Erwiederung; müde der Parteistreitigkeiten Englands kehrte Ward nach dem sehnsüchtig geliebten Sirampur zurück, wo ihm nur noch eine kleine Arbeitszeit bevorstand. Als sodann der jüngere Marshman England besuchte, gelang es, eine leibliche Uebereinkunft zu treffen, welche die Sirampurer unabhängig ließ, und die Gebäude der Gesellschaft zusicherte. Allein so viele bittere Worte, die gefallen waren, verhinderten noch über ein Jahrzehend lang die Heilung des Bruchs.

Indessen hat die Gesellschaft aus diesen Vorgängen etwas gelernt. Als im J. 1842 die baptistischen Missionen auf Jamaica sich in der Lage sahen, selbst für die Fortsetzung ihrer Arbeiten zu sorgen, wurde ihnen dieselbe Unabhängigkeit aufs zuvorkommendste zugesichert, welche man Carey und seinen Kollegen so lange abgeschlagen hatte.

Was aber auch die Serampurer unter diesen bedauerlichen Zwistigkeiten immer gelernt haben mochten, so weit waren sie noch nicht gebracht, einigermaßen die Segel einzuziehen. Vielmehr giengen ihre Plane noch immer höher und weiter. Ein College, eine Hochschule zur Bildung von Lehrern und Predigern, schien ihnen ein unumgängliches Bedürfniß zu sein, und schon 1818 wurde der Plan eines solchen entworfen. In einer solchen Anstalt schien ihnen tüchtiger Unterricht im Sanskrit und Arabischen so nöthig, wie die Mittheilung europäischer Wissenschaft; doch trat das Studium des Englischen in ihrem Plane fast ungebührlich zurück. Ein schönes Gebäude in griechischem Styl, für 200 Studenten berechnet, wurde schon im J. 1819 aufgeführt, und zwar haben die Missionare alle Baukosten mit 15000 Pf. St. aus ihren eigenen Mitteln bestritten. Für die Erhaltung des Seminars aber, so wie für seine Dotation, sahen sie sich nach Freundeshilfe um; und Ward gelang es, in England und auf einem Besuch in Amerika bedeutende Beiträge dafür zu gewinnen. Der König von Dänemark gewährte eine beträchtliche jährliche Unterstützung; und auch Hastings gab Regierungsbeiträge, nachdem auf seinen Wink hin ausgesprochen worden war, daß auch Hindu's im College aufgenommen werden und zu keiner Handlung gezwungen werden sollen, die (wie etwa das Gebet) ihrem Gewissen widerstrebe. Im ersten Jahre fanden sich 37 Studenten, worunter 19 Christen, ein; nach zwei Jahren waren es ihrer 50.

Ermuthigt durch diesen Schritt, errichtete auch Bischof Middleton das bischöfliche Seminar (Bishop's College), für welches ein prächtiger gothischer Bau aufgeführt wurde. Nach und nach verstummte der anfängliche Widerspruch gegen diese großartigen Stiftungen, wie denn jetzt das Predigerseminar als nothwendige Zugabe jeder größeren Mission anerkannt ist. Den Serampurern aber wurde ihre Arbeit am College überaus erschwert, so lange der Streit mit der Gesellschaft dauerte. Erst nach ihrem Heimgang wurde es von der baptistischen Mission adoptirt und erfreut sich seither einer wachsenden Blüthe.

Als Ward (1821) zurückkehrte, brachte er den gelehrten und

beredten Schotten Mack als Professor für die Anstalt mit; derselbe hat sich um die Bildung der ihm anvertrauten Jugend ungemeine Verdienste erworben, wie er auch die Arbeiten der älteren Freunde aufs treuste theilte und erleichterte. Dieselben hatten sich aber fast ins Ungemessene ausgedehnt. Wie fanden sie nur auch Zeit z. B. eine Sparkasse zu errichten, welcher schon im ersten Jahre 60000 fl. zuströmten! Nach vier Jahren hatte die Kasse so zugenommen, daß die Verwaltung gar zu viel Zeit raubte; so mußte sie aufgegeben werden. Doch war der Erfolg bedeutend genug, um nach einigen Jahren Lord Bentinck zur Stiftung der öffentlichen Sparkassen zu vermögen. — Auch die erste Dampfmaschine, welche Indien sah, wurde von den Serampurern für ihre Papiermühle eingeführt (1820), und die kaum entdeckte Burdwan Steinkohle dabei in Anwendung gebracht. Drei Tage lang studirte Marshman an der wundervollen Maschine, bis sie ihn auch in seinen Träumen verfolgte, und dann war er ihren Anforderungen gewachsen. Daneben vollendete er den Druck der chinesischen Bibel (1822), das erste chinesische Werk, das auf beweglichen Metalllettern gedruckt wurde; während um dieselbe Zeit das N. T. in 20 Sprachen gedruckt war, und in andern 9 Sprachen wenigstens Anfänge der Bibelübersetzung bestanden. Die 19 Pressen aber leitete Ward, der zugleich eine religiöse Zeitschrift im Bengalischen herausgab und die dazu fähigen Christen anleitete, Beiträge für dieselbe zu schreiben.

Auch die Arbeiten für die englische Presse waren noch immer in der Zunahme begriffen; Marshman gab nun außer dem monatlichen friend of India noch eine Vierteljahrsschrift heraus, in welcher alle indischen Fragen gründlich erörtert wurden (seit Juni 1820). Mit ungewohntem Freimuth wurde da der Einfluß der Presse, die Zulassung europäischer Kolonisten, kurz Alles besprochen, was den Volksgeist aus seinem tausendjährigen Schlaf aufzurütteln geeignet war. Auch die Sati's (Wittwenverbrennungen) wurde mit Vorsicht, doch so eingehend abgehandelt, daß der Artikel sich von selbst zu einer Bitte an die Regierung zuspitzte, dem Unwesen ohne Verzug ein Ende zu machen. „Die Frage darf nicht mehr einschlafen; sie muß von allen Seiten erörtert, wird aber unfehlbar im Interesse der Menschlichkeit entschieden werden. Nimmermehr glauben wir, daß noch ein Vierteljahrhundert darüber hingehen kann; unter einer christlichen und britischen Regierung dürfen nicht noch 25000 hilflose Frauen den Flammen geweiht wer-

den." Dieser Artikel wurde der Gegenstand heftiger Verhandlungen im obersten Rath; Lord Hastings aber hatte ihn „mit Interesse gelesen" und erlaubte nicht, daß die Missionare deßhalb behelligt würden. Er hätte die Sati's gerne verboten; aber die alten Angloindier waren noch nicht reif für ein solches Wagniß. Unerschrocken fuhr Marshman fort, der Regierung die Abschaffung dieses Greuels ans Herz zu legen. Der einzig richtige Weg dafür bestehe gewiß darin, jede Theilnahme an einem solchen Verbrechen strafbar zu machen (1822). Das war die Art, in der Lord Bentinck acht Jahre später die Unsitte beseitigte. Vorerst aber wurde Marshman dafür von einem Ingenieur Bowen als gefährlicher Revolutionär und Sittenverderber gebrandmarkt, in einer Schmähschrift, die nun verschollen ist.

Eine interessante Verhandlung, in welche Marshman gezogen wurde, darf nicht übergangen werden. Seit dem J. 1816 war Ram Mŏhan Ray als Reformator des Hinduismus aufgetreten; ein edler Brahmane, etwa 36 Jahr alt, schon wohl unterrichtet im Persischen, Arabischen und Sanskrit, als ihn ein Amt unter dem Collector von Rangpur mit Europäern in Berührung brachte und zu gründlichen Studien in englischer Philosophie und Theologie den Anstoß gab. Er verwarf die gemeine Abgötterei seiner Landsleute und suchte sie zur Anbetung des Einen Gottes zu vereinigen, indem er gegen den „Götzendienst aller Religionen" schrieb und die Sätze der Wedanta-Philosophie einer neuen Weise geistiger Gottesverehrung zu Grunde legte. Schonungslos verhöhnte er den herrschenden Aberglauben, den so viele Europäer zu beschönigen suchten; behandelte dabei die Missionare, welche er in Serampur gerne besuchte, mit hoher Achtung, und richtete (März 1816) mit dem energischen Dwarakanath Tagar und andern Jüngern einen öffentlichen Gottesdienst ein. Auszüge aus den Weda's wurden da vorgelesen und der Eine Gott in begeisterten Hymnen gepriesen. Es war der Anfang der Brahmasahkă, die nun einige 100 gebildete und einflußreiche Jünger zählt; haben sie die Kaste nicht aufgegeben, so deuten sie doch ihre Bestimmungen nach Belieben und enthalten sich auch der Speisegemeinschaft mit Europäern nicht, ohne darum von den Orthodoxen gemieden zu werden. Die Missionare sahen dieser Neuerung und der durch sie bewirkten Gährung, wie sich von selbst versteht, mit Aufmerksamkeit zu und hüteten sich, ein Wort drein zu reden. Erst im J. 1821, da Ram Mŏhan „die Gebote Jesu" veröffentlichte, in welchen er die Moral

des Evangeliums ernstlich anpries, dagegen seine Versöhnungslehre verwarf, fühlte sich Marshman bewogen, gegen ihn aufzutreten und die angegriffene Lehre zu vertheidigen. Es kam dadurch zu einem längeren Federkrieg, der übrigens mit vollkommenem Gleichmuth und der ausgesuchtesten Höflichkeit auf beiden Seiten geführt wurde, und die sonst so gleichgiltige Hauptstadt bedeutend interessirte. Natürlich konnten nur diejenigen, welche Englisch lasen, auf diese Untersuchungen eingehen; aber ein Pamphlet des gelehrten Brahmanen Bradscha Möhan, der die Vielgötterei in kräftiger bengalischer Satyre verhöhnte, wurde als eine wirklich klassische Schrift von Jedermann verschlungen und rief die geschicktesten Vertheidiger der Hindu-Orthodoxie in die Schranken. Bradscha Möhan starb bald darauf, ohne das Christenthum zu kennen, während er Ferguson's Astronomie ins Bengalische übersetzte. Viele Bengalen aber beschäftigten sich nun ernstlich mit religiösen Fragen.

Carey's Erholung war sein botanischer Garten, der allmählig fünf Morgen Landes füllte; er wollte aber auch diese Beschäftigung für Indien nutzbar machen und lud darum Europäer und Hindu's zur Stiftung eines landwirthschaftlichen Vereins ein (April 1820), da eine solche Anstalt nirgends mehr angelegt wäre denn in Indien. Als er am festgesetzten Tage mit Marshman im Saal erschien, stellten sich nur drei Europäer ein; kein einziger Eingeborener hatte es für der Mühe werth gehalten, sich zu betheiligen. Gewöhnt an solche Apathie und unentmuthigt, eröffnete Carey sogleich die Verhandlungen und schlug einen Herrn zum Präsidenten des Vereins vor, der sich alsbald für konstituirt erklärte. So schwach begann diese ungemein nützliche Anstalt, der schon in den nächsten zwei Monaten über 50 Glieder, darunter die reichsten Grundbesitzer, beitraten. Der Verein ehrt noch an seinem Jahresfeste das Andenken seines Stifters, dessen Büste sein Saal ziert; auf die Preisvertheilung folgt ein Festessen, bei welchem Carey's Name gleich nach dem der königl. Familie gefeiert wird.

Carey's geistreiche Gattin, die sogar in der Uebersetzung der h. Schrift dem Doctor ein großer Beistand gewesen war, da sie ihm deutsche und französische Hilfsmittel zugänglich machte, gieng im Mai 1821 zu ihrer Ruhe ein. Er heirathete später noch einmal, indem er sich mit einer ältlichen Dame verband, welche die treue Pflegerin seines Alters wurde. Aber das reiche bewegte Leben der Manneskraft neigte

nun zu seinem Niedergang. Die Kräfte des edlen Kleeblatts waren über Vermögen angestrengt worden, und jetzt drohten sie zu sinken. Der Bau des College hatte große Summen gekostet, dazu kam die Unterhaltung von zehn Miss.-Stationen, und der schwere Aufwand, den die Bibelübersetzungen verursachten. Der Missionssäckel war nicht nur öfters leer, sondern schon mußten Schulden gemacht, und einige Sprachlehrer entlassen werden. Einladungen, neue Missionen z. B. unter den Garo's zu gründen, konnten nun nicht mehr berücksichtigt werden; die Sorge, das Bestehende zu erhalten, trat in den Vordergrund und machte sich immer fühlbarer.

Und dann brach ein unerhörtes Krankheitsjahr herein; 20 Glieder des kleinen Kreises von Missionsarbeitern starben in 8 Monaten weg. Die Cholera, die seit 1817 in Dschessur aufgetreten war, hatte nun den Rang einer Gottheit gewonnen, man suchte sie, als eine neue Incarnation der Zerstörungsgöttin, mit allerhand Opfern zu versühnen. Zuerst starb der starke Chamberlain; dann der treue Erstling Krishnapal; am 8. Juli 1822 Bischof Middleton; bald darauf sein Erzdiakon und Nachfolger; endlich Felix Carey, der eben eine bengalische Chemie, Anatomie u. s. w. vollendet hatte. Und am 7. März 1823 entschlief überaus schnell und unerwartet der nimmer müde, zärtlich liebende Ward, im 53sten Jahr seines Alters; die Sorge für seine Wittwe und zwei Töchter fiel nun auf seine beiden Kollegen, welche der herbe Schlag Tagelang völlig übermannte. Marshman erfuhr damals noch in höherem Grade, was er beim Tod seiner Tochter gefühlt hatte: „Die Ueberlebenden allein sind es, die sterben, nicht der Christ, der zu seines HErrn Freude eingeht."

Der Trost des Gottes, an den sie geglaubt, blieb für die Ueberlebenden nicht aus. Der zunehmenden Geldklemme ward durch eine reiche Gabe der Bibelgesellschaft für die Uebersetzungen auf einmal abgeholfen. Aber die geprüften Mitarbeiter zu ersetzen, zeigte sich keine Aussicht; und die alten Männer, um die es allgemach einsamer wurde, mochte wohl die Frage beschleichen, ob sie nicht, da Alles wohl gieng, sich mit David vermessen hatten zu sprechen: „Ich werde nimmermehr darnieder liegen"? Gottes Wohlgefallen hatte ihren Berg stark gemacht; jetzt da Er sein Angesicht verbarg, hatten sie neue Lectionen zu lernen. Hatten nicht auch sie gefehlt, als sie so rasch ihre Unabhängigkeit erklärten? Um eines großen Zweckes willen sich den veränderten Zeitumständen zu fügen, Beleidigungen von Neulingen zu

übersehen, auch mit Schwächern sich in Reih und Glied zu stellen, kurz „allesammt unter einander unterthan zu sein," mag freien Engländern und besonders Dissentern eine starke Zumuthung scheinen; darum erläßt doch das Evangelium diese Aufgabe keinem seiner Jünger. Den ganzen Rechtsfall zu richten, haben wir keinen Beruf; aber fragen dürfen wir, ob nicht der Verlauf der Geschichte bereits so viel entschieden hat, daß bei dem leidigen Bruch — auf beiden Seiten gefehlt worden ist, daß die Namen „Sirampur" und „Gesellschaft" sich gar zu sehr geltend machten, als daß nicht der allein zu heiligende Name etwas in den Hintergrund getreten wäre. Da kommt dann der Tod und mahnt uns wieder an das, was wir so leicht vergessen: Nur Einer ist groß und heilig; alles Fleisch sei stille vor dem HErrn!

---

15. Sirampurs Trennung von der Muttergesellschaft.

Lord Hastings einstweiliger Nachfolger, Adam, ein Staatsmann von großer Erfahrung, bezeichnete seinen Regierungsantritt durch die Verfolgung der allerdings etwas ausgelassenen Presse. Ein Redakteur, Buckingham, dem die jungen Civilisten oft beißende Artikel über verschiedene Mißbräuche zusandten, hatte eben über die Ehre, die einem schottischen Kaplan, Bryce, widerfuhr, mit dem Nebenämtchen eines Aufsehers von Schreibmaterialien betraut zu werden, sich einen lustigen Spott erlaubt. Adam verbannte ihn dafür aus Indien, und ein strenges Preßgesetz hielt hinfort die Redakteure in steter Angst (1823). Marshman fürchtete zuerst für seine Zeitschriften in englischer und bengalischer Sprache; sie waren natürlich der herrschenden Partei nicht genehm, sofern sie dem stetigen Fortschritt huldigten, doch war nun sein Name so angesehen, daß diese auf fremdem Gebiet gedruckten Blätter auf britischem Boden allerwärts verbreitet werden konnten, ohne je irgend welche Anfechtung zu erleiden.

Wenn man wegen dieser seiner Stellung zur Presse Adam für einen Reaktionsmann hielt, täuschte er doch die Erwartungen des Publikums in angenehmster Weise. Er wagte es, aus den freisinnigsten Beamten eine Kommittee des Schulunterrichts zu bilden und die jährliche Gabe des Direktorenhofs (100000 Rupien) demselben zur Verfügung zu stellen. Den Lehranstalten des Hinduismus und des Islam wurde nun zwar die bisherige Beisteuer vorerst nicht entzogen,

aber doch der Rest der Summe für wirklich nützliche Schulbildung verwendet; und nun kam sogar der Direktorenhof zu der Einsicht, „daß nicht Hindu-Gelehrsamkeit, sondern eine gesunde Bildung vor Allem zu befördern sei“ (18. Febr. 1824). Adam war es auch, der Carey zum bengalischen Uebersetzer ernannte, damit die lange nur in englischer Sprache vorhandenen Regierungserlasse endlich den Eingebornen zugänglich gemacht würden.

Am 1. Aug. 1823 landete der neue Generalgouverneur, Lord Amherst, in Kalkutta, wo er gleichfalls durch die Verfolgung der Presse sich einen übeln Namen machte; übrigens ein wohlmeinender Mann, der den Missionaren nichts in den Weg legte. Durch den barmanischen Krieg, zu welchem ihn die Eingriffe des stolzen Königs von Awa nöthigten, hat er sogar der Sache des Reiches Gottes — unabsichtlich — einen großen Dienst geleistet. In der Geschichte des britischen Indiens gilt so ziemlich die Regel, daß auf jeden starken Generalgouverneur ein schwacher gefolgt ist, und umgekehrt; während doch unter allen Wechseln kein gewonnener Fortschritt je wieder verloren gieng. Auch unter Amherst wurde die Uhr nicht zurückgestellt, sie stand nur still. —

Bald nach ihm langte der berühmte Dr. Heber als zweiter Bischof in Kalkutta an; ein Mann, der durch seine glänzenden Talente und die ungemeine Herzlichkeit, mit der er Europäern und Eingebornen entgegenkam, in den 2½ Jahren seiner indischen Thätigkeit den Christennamen weithin zu Ehren brachte, und sich eine allgemeine Hochachtung erwarb, die sein schneller Tod (im Bad in Tritschinapalli Apr. 1826) fast zu einer Märtyrerverehrung steigerte. Er fühlte für die Serampur Brüder eine so warme Zuneigung, daß er sich sogar in eine Verhandlung über ihre abweichenden Ansichten einlassen wollte, überzeugt, wie er war, „daß die Ernte der Heiden bald eingethan werden könnte, wenn die getrennten Kirchen sich vereinigen wollten.“ Doch kam es nicht dazu; der Bischof mußte seine große Rundreise antreten, und die gewünschte Besprechung unterblieb. Wie die Dinge stehen, hätte sie kaum ein greifbares Resultat geliefert. Marshman aber meinte, einen furchtbareren Gegner des Dissents habe er noch nie getroffen; denn die Liebenswürdigkeit des Bischofs habe jeden Andersdenkenden mit Scham erfüllt, wie man nur auch dazu komme, mit einem solchen Manne nicht übereinzustimmen!

Ein schwerer Fall hatte eben Carey an den Rand des Grabes

gebracht; er brauchte volle sechs Monate, ehe er anders als mit Krücken umhergehen konnte. Dann folgte eine beispiellose Ueberschwemmung des Damudaflusses, durch welche tausende von Dörfern weggewaschen und Sirampur völlig unter Wasser gesetzt wurde. Während das College-Gebäude vielen Familien zur Zuflucht diente, schien das Missionshaus beinahe des Wassers Beute werden zu sollen. Wo die Straße an ihm vorbei geführt hatte, rollte nun der Strom mit einer Tiefe von 50 Fuß. — Mit Freuden bemerkten bengalische Spötter, daß der Platz, wo der erste Bekehrte die Taufe empfangen hatte, vor dem Zorn der Göttin völlig verschwunden war. Und Christen meinten auch, als Carey's Haus in den Wellen begraben wurde, der unliebliche Streit mit der Gesellschaft stehe damit in irgend welchem Zusammenhang. Wenn nur das Wasser den Streit begraben hätte!

Vorerst war aller Anschein dazu da. Die Sirampurer waren in peinlicher Verlegenheit: sie hatten 10 Stationen zu erhalten, während der baptistischen Gesellschaft die Sorge für nur sieben oblag. An diese wandten sie sich in ihrer Noth und erhielten (März 1824) eine Gabe von 1000 Pfd. St. Darüber freuten sie sich so sehr, daß sie schon hofften, der unglückliche Zwiespalt sei nun geheilt. Sie vereinfachten die Heidenschulen, indem sie vor Allem die Zukunft ihres College zu sichern bemüht waren, während auch die Mädchenschulen immer größeren Zuwachs gewannen. Und dann trat Marshman (Jan. 1826) die Reise nach England an, wo er hoffte, die engere Verbindung mit der Muttergesellschaft völlig herzustellen.

Dort hatte indessen das Interesse für Sirampur einen bedeutenden Stoß erlitten. Carey's Neffe, Eustace, ein begabter Missionar, war vor Marshman von Kalkutta zurückgekehrt und hatte seiner Erbitterung gegen Sirampur freien Lauf gelassen. Marshman fand die Kommittee bedeutend gegen sich eingenommen; doch konnte er über viele Streitpunkte befriedigenden Aufschluß geben, und die Gesellschaft beschloß nach freundlicher Auseinandersetzung, den zehnten Theil ihres jährlichen Einkommens den Sirampurern zu übergeben, behufs der Unterhaltung der von ihnen geleiteten Missionsstationen. In Begleitung des dänischen Gesandten reiste Marshman nun nach Kopenhagen, wo er die schmeichelhafteste Aufnahme fand. Der König theilte ihm in der Audienz offen mit, da Sirampur seinen Werth für den Handel verloren habe, sei schon mehrfach von Abtretung des Platzes an die englische Regierung die Rede gewesen; allein in Folge des im J. 1801 den

Missionaren gegebenen Versprechens, sie nach Kräften zu schützen, habe er von einer Maßregel nichts hören wollen, die ihm die Erfüllung seiner Zusage unmöglich machen würde. Der König gieng auf den Wunsch Marshmans, dem Serampurer College einen Freibrief auszustellen, der es den beiden dänischen Hochschulen in den wichtigsten Rechten gleichstellen würde, in zuvorkommendster Weise ein und übernahm die Kosten desselben auf den Staatsschatz. Auf der weiteren Reise traf Marshman in Holland mit dem jungen Gützlaff zusammen, der mit brünstigem Herzen von China redete und eben eine Biographie Wards in holländischer Sprache vollendet hatte. In Paris sah er dann den Sinologen Remusat, mit dem er von Indien aus in unermüdlicher Korrespondenz gestanden war. Ebenso ermuthigend waren viele Begegnungen mit ausgezeichneten Männern in Großbritanien, das Marshman nun für seine Zwecke bereiste.

Anders giengs in der Kommittee der Gesellschaft, die seit 1819 in Fencourt (London) ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Stundenlang wurde da der alte Marshman bald von diesem, bald von jenem jungen Pastor zu Erklärungen aufgefordert, wie man sie eher einem Betrüger und Schwindler, als einem ehrenwerthen Mitarbeiter abverlangt. Als es sich um Uebernahme der Missions-Stationen auf die Kasse der Gesellschaft handelte, wagte ihn einer höhnisch zu fragen: „wie groß sind denn diese Stationen? würden sie dieses Zimmer, oder unsere Studirstuben, oder unsere Speisekammer ausfüllen?“ Marshman schwieg. Er hätte sagen können, sie enthalten jedenfalls $^3/_5$ aller baptistischen Christen in Indien. Andererseits verlangte er gewiß zuviel, wenn er die Leitung auch der von der Gesellschaft zu übernehmenden Stationen der Gesammtheit der Serampur Missionare anvertraut wissen wollte. Gerne hätte man sie Carey und ihm selbst übertragen, zwei Männern, deren Absterben doch in Bälde voraus zu sehen war. Daß aber die Serampurer das anomale Verhältniß auch auf ihre jungen Mitarbeiter und künftigen Nachfolger fortpflanzen wollten, war eine Forderung, welche die Grenzen der Billigkeit überschritt. Die Gesellschaft durfte doch das Mißverhältniß nicht verewigen. Es zeigte sich nach dreitägiger Verhandlung, daß eine friedliche Trennung das Beste sei, nachdem das gegenseitige Zutrauen einmal verschwunden war. So wurde (17. März 1827) den Missionsfreunden angekündigt: es sei nun entschieden, daß die baptistische Missionsgesellschaft und die Missionare in Serampur zwei getrennte und unabhängige Missionsgemeinschaften bilden.

Wenn nur damit die Sache abgethan gewesen wäre! Aber während die angesehensten Christen aller Kirchen und die Vertreter anderer Missionsgesellschaften, wie der Sekretär der kirchlichen Mission, Josia Pratt, sich beeilten, Sirampur thatsächliche Beweise ihrer unerschütterten Hochachtung zu geben, wurde unter den baptistischen Gemeinden, mit geheimen Waffen noch mehr als durch öffentliche Berichte und Pamphlete, gegen die Rivalen agirt, bis Marshman sich nirgends weniger wohl fühlte als unter seinen Glaubensgenossen. Er hat sich, nach dem Rath des bekannten Denkers J. Foster, am Ende herbeigelassen, eine Reihe von Beschuldigungen, die gegen Sirampur geschleudert worden, zu widerlegen. Als aber der Papierkrieg nur heftiger entbrannte, als man sogar versuchte, ihn von seinen Mitarbeitern zu trennen, als hätte der übermächtige Marshman den stillen Carey nur so ins Schlepptau genommen u. s. w., entramm er (19. Febr. 1829) nach Indien. Seine Freunde konnten eine so „schmähliche Flucht" kaum begreifen; sie wünschten, daß nach britischer Art die Sache standhaft ausgefochten werde. Sie merkten kaum, daß dem alten Manne das Herz entfallen war; er fühlte sich dem ewigen Streiten nicht mehr gewachsen. „Laß uns vergessen," schrieb er an Carey, „was dahinten ist, vergessen, daß irgend jemand uns geschadet hat oder schaden wollte, außer soweit, daß wir ihnen dafür um so mehr Gutes thun; und strecken wir uns nach dem, was vor uns liegt, durch Gottes Gnade Schaaren von Heiden zu Ihm einzuladen!" Es war doch wohl das Beste, was der greise Missionar thun konnte, vor den Parteikämpfen Englands, denen er entwachsen war, das Feld zu räumen, und sich dahin zurückzuziehen, wo allein er sich nun zu Hause fühlen konnte, ins alte, liebe Sirampur.

Dort hatte indessen der unberechenbare Hugly-fluß fortgefahren, die Missionsgebäude zu bedrohen. Wie gerne hätte man sie jetzt der Gesellschaft übergeben, denn kostspielige Dämme und Mauern wurden nöthig befunden, und kaum aufgeführt, sanken auch sie in den tückischen Strom. Die Geldnoth wurde oft drückend; Frau Marshman, jetzt nahe an den 60, mußte während der Abwesenheit ihres Gatten in ihrer Anstalt arbeiten, wie nur je in den Tagen ihrer Kraft; der 65jährige Carey nicht weniger: auf 840 Pfd. St. belief sich jetzt sein jährlicher Beitrag zur Mission. Dennoch wurde fortgearbeitet im Glauben. Arakan war britische Provinz geworden, daher versetzte man die Mission von Tschatigam (Tschittagong) nach dem neuen

Hauptort Akyab, wo Miss. Fink bald 50 christliche Familien vom Stamm der Mag ansiedelte. Ein ähnliches Christendorf schien auch für die christlichen Familien in Strampur selbst wünschenswerth. Es kam zu Stande; unter dem Namen John-nagar, und wurde (April 1826) von Miss. Mack durch einen festlichen Gottesdienst in heller Mondnacht eingeweiht. Mack war es auch, der eine allgemeine Visitation der Stationen vornahm. Es war das letztemal, daß zu diesem Zweck ein Paß von der Regierung eingeholt werden mußte; Amherst's Nachfolger ließ diese altbeliebte Formalität mit manchen andern aussterben.

Wie Mack die einzelnen Stationen traf, können wir nicht des Weiteren erzählen. Doch ist es Zeit, dieselben der Reihe nach aufzuführen.*) Die nächste im Osten war Dschessur, mit einer kleinen Gemeinde, in welche der hochbegabte Miss. Buckingham (1829) neues Leben brachte; um so schmerzlicher wurde sein schneller Tod (1830) empfunden. Buckingham war der Sohn eines englischen Soldaten, und hatte eine so schwache Schulbildung genossen, daß er nicht nur in gemeine Laster verfiel, sondern als sein Gewissen erwachte, als ein Hindu-Pilger in heidnischen Tempeln herumirren konnte, um Sündenvergebung zu suchen. Auf einer Wallfahrt nach Gangasagar traf er mit Ward zusammen, und fand Frieden in Christo. Bald war er in niedrigen Geschäften ein eifriger Missionar und zugleich fleißiger Schüler geworden. Nach Dschessur gesandt, verschmähte er irgend welchen Gehalt und lebte unter unermüdlicher Reisepredigt von ärmlichster Nahrung. Bald nahm Alles einen neuen Aufschwung; aber der Jüngling hatte sich zu viel Entbehrungen zugemuthet. Er erlag 31jährig einem Fieber, tief betrauert von den Europäern der Station, wie von den Eingebornen. In unsern Zeiten ist Dschessur eine der bedeutenderen Baptistengemeinden geworden. In Dakka wurde von de Cruz und Leonard besonders viel für Schulen gethan; aber 1827 gieng der erstere zu seiner Ruhe ein. In Tschatigam arbeitete Johannes (1820—1864) mit großer Treue besonders unter der Bengalischen und Mischlings-Bevölkerung, während Fink die Mags in Akyab bediente, welche ihre Gemeindeangelegenheiten mit einem gegen die bengalische Indolenz sehr günstig abstechenden Eifer betrieben. Später (1839) wurde diese Mission den Amerikanischen Baptisten über-

*) Nach F. A. Cox, History of the Baptist Miss. Society.

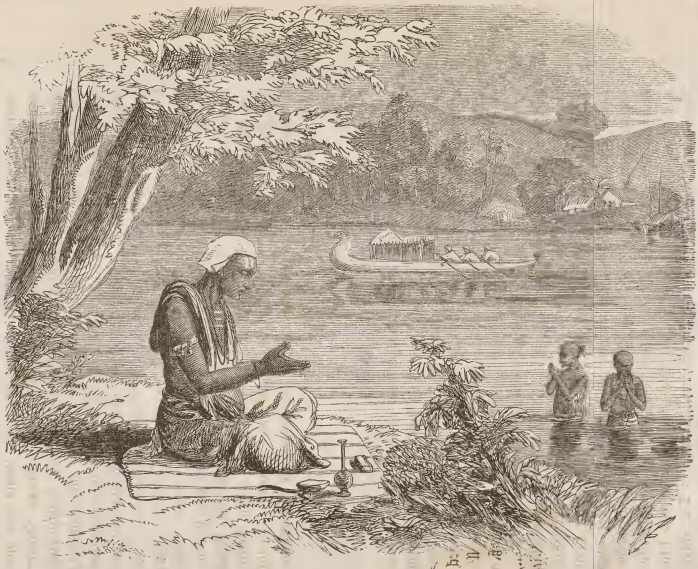
geben. — In dem nördlich von Serampur gelegenen Dinadschpur war der edle Fernandez nun altersschwach geworden. Die Zahl der Gemeindeglieder sank von 92 (im J. 1827) auf 68 (1829). Sterbend ließ er sich (1831) nach Serampur rudern und sagte zu Carey: „Da komm ich, Bruder, um mich bei euch zur Ruhe zu legen." In Macao gebürtig, war er (1796) durch Carey zur Erkenntniß des Heils gekommen, und hatte sogleich das Haus, das er eben baute, dem Dienste Gottes geweiht. 44 Jahre hindurch hat er darin gepredigt, zwei Kirchen gegründet und mindestens 100 Seelen zum Heiland geführt, alles ohne von der Mission unterstützt zu werden. Sein übriges Vermögen, 1500 Pfd. St., vermachte er der Serampur Mission. Das nahe Malda gieng auf die Neige. Der harte Boden in Benares wurde von dem treuen Indobriten W. Smith (1816—59) unermüdlich bearbeitetet. Doch blieben hier und in Allahabad, wo Mackintosh predigte (bis 1846), die Erfolge geringfügig. Fatthegarh war die schwächste aller Stationen (unter Richards); sie wurde nun (1826) nach Mathura verlegt. Um Dilhi und seine Umgegend erwarb sich (1818—50) der anspruchlose Reiseprediger Thompson bleibende Verdienste.

Alle diese 10 Stationen mußten von Serampur aus berathen und geleitet werden, doch genügte solche Ausdehnung des Dienstes dem alten Carey nicht. Asam war von den Barmanen im Frieden abgetreten worden, und Carey hatte die Bibel in diese dem Bengalischen verwandte Sprache übersetzt. Nun sein Freund, der Kommissär der neuen Provinz, D. Scott, durchaus einen Missionar bei sich haben wollte, mußten die bedenklicheren Brüder dem alten Haupte nachgeben, das entschlossen war sich von seinen persönlichen Bedürfnissen soviel abzuziehen, daß die Hälfte des Unterhalts der neuen Station damit bestritten werden konnte. Miss. Rae, der schon einige Jahre in Asam zugebracht hatte, wurde (Dec. 1828) auf den neuen Posten in Gowahatti gestellt. — Im Süden Kalkutta's, um Barripur, hatte eine Gesellschaft von mehr als 30 Eingebornen das Joch der Kaste abgeworfen, und bat um christlichen Unterricht. Ein Glied der Kirche in Kalkutta, Rabeholm, bot sich gerade als Missionar an; er wurde mit dem erprobten Hinduchristen Ram Kischora auf die neue Station gesandt. Die Neubekehrten empfiengen die Beiden mit Freuden, die Heiden aber wurden aufs äußerste erbittert. Eines Sonntags hatte Ram Kischora, ein sanfter ältlicher Mann, unter den Angeregten zweimal

Gottesdienst gehalten und mit den Leuten des Dorfs bis spät in die Nacht verkehrt. Um Mitternacht drangen Keulenträger in seine Hütte und schlugen ihn todt. Zwei der Rädelsführer wurden des Verbrechens überwiesen, entgiengen aber der Strafe durch die Gunst des muhammedanischen Unterrichters. Der edle englische Richter Garrett wußte jedoch die Uebelgesinnten durch die nachdrückliche Untersuchung einzuschrecken und bot der Mission 1350 Pf. St. für die Errichtung von Schulen in seinem Bezirk. J. Smith, einer der hoffnungsvollsten Studenten des College, wurde zu diesem Zwecke nach Barrisal abgeordnet, der Dschangal gelichtet und ein Christendorf angelegt, und so erstand eine der blühendsten Baptistengemeinden Indiens. Aber diese zwölf Stationen mit der Nebenstation Dumdum kosteten 1528 Pf. St. im Jahr, und dazu kamen die Ausgaben für das College, für die Knaben- und Mädchenschulen in Serampur, für den Druck von Traktaten u. s. w., — das Jahr 1829 schloß mit einem Deficit von 2300 Pf. St.! Marshman fand auch darin einen — freilich traurigen — Trost: eine üble Nachrede, als hätten die Serampurer Geld vollauf, war wenigstens nun widerlegt.

16. Lord Bentinck.

Doch verlassen wir die Missionare mit ihren Fortschritten und Verlegenheiten, und wenden uns einen Augenblick dem großen Siege zu, welchen in dieser Zeit die christliche Humanität über alte Vorurtheile errang. Nachdem die Missionare ein Menschenalter hindurch gegen die Sati's angekämpft hatten (siehe S. 347 u. f. w.), wollte Lord Amherst versuchen, die Wittwenverbrennungen einigermaßen durch das Gesetz zu zügeln. Die Amtleute wurden (1826) angewiesen, jede Sati zu verhindern, die sich nicht als unzweifelhaft freiwillig herausstelle. Eingeborne Polizeioffiziere mußten sich nun am Scheiterhaufen anstellen und den unglücklichen Schlachtopfern hilfreiche Hand bieten, falls die Liebe zum Leben und zu den Kindern, oder auch erst die Wirkung des Feuers sie in ihrem Vorhaben wankend mache. Günstige Erfolge ließen nicht lange auf sich warten. In Dschessur wurde der Polizei angezeigt, ein alter Mann sei gestorben und seine Wittwe wolle sich mit dem Leichnam verbrennen lassen. Der eingeborne Offizier begab sich an die bezeichnete Stelle und legte der Wittwe die vorgeschriebenen Fragen vor. Sie behauptete, schon in



Morgenandacht der Brahmanen am Gangesufer.

sechs früheren Geburten eine Sati („treue Ehefrau") gewesen zu sein; sie wolle nun ihr seliges Geschick vollenden. Als sie aber den Scheiterhaufen bestieg, erweichten die Thränen ihrer Kinder ihr Herz; sie faßte sie bei der Hand und weigerte sich, sie zu verlassen. Wäre keine Polizei da gewesen, so hätten die Verwandten sie, wie das gewöhnlich der Fall war, auf den Scheiterhaufen geworfen und mit Bambus nieder gehalten, bis das Leben erloschen war, Alles, um der Familienschande zu entgehen, welche auf der Zurücknahme eines Gelübdes ruht. Die Polizei aber geleitete sie nach Hause, und die Verwandten waren um einen Triumph, die Menge um ein Schauspiel betrogen. Bei einer alten Brahmanenfrau hielt es schwerer. Sie wollte sich durch keine Vorstellungen von ihrem Vorhaben abbringen lassen; auch sie mußte schon in der letzten Geburt eine Sati gewesen sein, war sie doch zum Lohn dieser Treue als Brahmanin geboren worden. So bestieg sie denn den Holzstoß und legte sich neben den Leichnam; schwere Scheiter wurden auf sie gehäuft und zwei Schmalzhäfen darüber ausgeleert, um die Flamme rasch zu nähren. Aber kaum hatte das Feuer sie berührt, als sie herabsprang und zu Boden fiel. Ihre Angehörigen warfen sie auf den brennenden Haufen zurück, allein wiederum entrann sie und stürzte sich in den Fluß. Jetzt erst ermannte sich die bestürzte Polizei, die natürlich vor Brahmanen ungebührlichen Respekt besaß, und entriß die Flüchtige den Händen der Verwandten, welche sie eben wieder zum Scheiterhaufen schleppten. Sie wurde ins Spital gebracht, und über die grausamen Priester eine Strafe verhängt. Doch sah man aus diesem Vorfall, daß auf die eingeborne Polizei kein Verlaß sei; und tiefer Blickende meinten, die Regierung sündige dadurch, daß sie Opfer gesetzlich mache, ja sanktionire, welche jeder Polizeidiener nachträglich für freiwillige erklären könne, wie viel Zwang auch angewendet werden mochte. Dann machte die Anwesenheit der Polizei das Schauspiel, wenn es wirklich ausgeführt wurde, nur um so anziehender; von einigen Beamten konnte nachgewiesen werden, daß die Sati's in ihrem Bezirk seit ihrer Legalisirung nur zahlreicher geworden seien. Christliche Beamte fühlten sich im Gewissen verletzt durch die Nöthigung, Erlaubnißscheine für Wittwenopfer auszustellen; einige suchten auch das Gesetz zu umgehen oder zu dehnen, um irgendwie den Greuel zu verhindern, und veranlaßten dadurch Prozesse, in welchen christliche Richter der heidnischen Unsitte gegen die menschlichen Beamten Recht geben mußten. Immer stärker

wurde das allgemeine Gefühl, mit diesem Greuel sei nicht anders zu verfahren, als mit dem Sklavenhandel; nicht durch Beschränkung werde da geholfen, sondern durch absolutes Verbot. Zugleich bemerkte man nun die Abwesenheit aller Aufregung unter den Hindu's in Fällen, da die Sati verhindert wurde; am Ende war auch bei strengerem Verbot nichts zu fürchten, wenn man nur die eigene Schüchternheit zu überwinden wagte.

Auf Lord Amherst folgte (1828) der edle Lord Bentinck, der vor zwanzig Jahren wegen des Velur Gemetzels in Ungnade gefallene Gouverneur von Madras (S. 354). Er hatte sich lange nach dem Posten eines Generalgouverneurs gesehnt, um zu zeigen, wie falsch man ihn beurtheilt hatte. Entschlossen, die weitgehendsten Reformen in der Verwaltung durchzuführen, trat er nun sein Amt an. Was kümmerte er sich um die Presse! Wenn man über ihre Gefährlichkeit klagte, konnte er ein Schnippchen schlagen und bemerken, er wisse keine werthvollere Dienerin, wenn es sich darum handle, Mißbräuche zu offenbaren, welche andere Mächte nur zu verbergen bemüht seien. Alsbald befah er sich die Frage der Sati's. Der edle Poynder hatte in einer Versammlung der Aktieninhaber der Compagnie (Merz 1827) einen Beschluß durchgesetzt, der den Direktorenhof aufforderte, diese Unsitte abzuschaffen, unter möglichster Schonung des Nationalgefühls der Hindu's. Und der Direktorenhof schrieb nach Indien, der Brauch sei ihnen natürlich verhaßt; sie wissen aber, wie verwickelte Bedenken sich an diese Frage hängen, daher sie die unverweilte Abschaffung desselben nicht befürworten können, als welche sicherlich den Verlust Indiens herbeiführen würde, sondern von der Verbreitung nützlicher Kenntnisse sein allmähliches Erlöschen erwarten ꝛc.

Bentinck forderte die ausgezeichnetsten Diener des Staates auf, in aller Stille ihre Gutachten einzusenden. Er fühlte tief seine „ungeheure Verantwortlichkeit in dieser und in jener Welt, wenn er diesen Brauch einen Augenblick länger dulde, als wirklich nöthig sei. Nöthig, nicht für unsere Sicherheit, sondern für das wahre Glück und die dauernde Wohlfahrt der eingebornen Unterthanen." Was wird die Sipahi-Armee dazu sagen? war eine überaus wichtige Frage. Die Antworten fielen sehr verschieden aus; aber von 43 Offizieren, die befragt wurden, behaupteten 28, die Treue der Sipahi's werde durch augenblickliche Abschaffung der Unsitte nicht erschüttert werden. Von den zwölf Civilisten waren neun für absolutes Verbot der Sati's.

Metcalfe und Bayley, innige Freunde Carey's, die beide nun im höchsten Rathe saßen, konnten die vertrauliche Eröffnung machen, daß sie in ihren früheren Distrikten, im N. W. und in Bengalen, sich die Freiheit genommen haben, jede Sati zu verbieten oder irgendwie zu verhindern; es war ihrem Takt gelungen, unbeschrieen durchzukommen. Dasselbe hatte Barwell in einem noch völlig unorganisirten Gebiet mit Glück durchgesetzt. Sir J. Anstruther, der mit englischen Begriffen 1798 als Richter nach der Hauptstadt gekommen war, hatte die Opfer ohne Weiteres verboten, worauf dann freilich in 18 Jahren 130 Wittwen aus der Stadt aufs Gebiet der Compagnie geführt wurden, um verbrannt zu werden. Der König von Audh hatte den Brauch in seinem Reiche aufgehoben; er war nun freilich ein Muhamedaner, allein zwei Mahrattafürsten, der von Tandschaur und der Peschwa, hatten dasselbe gewagt.

Aber die Gegenpartei hatte auch gewichtige Gründe für sich anzuführen. Der Orientalist H. Wilson machte starke Gegenvorstellungen. Und der höchste Richter, Sir C. E. Grey, der mit dem edlen Lord durch gleiche Bestrebungen verbunden war, konnte sich kaum von dem gewichtigen Gesetz des J. 1797 losmachen, das den Hindu's zusagte: „keine Handlung, welche sie in Folge des Kastenbrauchs verüben, dürfe je für ein Verbrechen erklärt werden, wenn auch verwerflich nach englischem Gesetz." Sollte man gar bei den Direktoren anfragen? Dann war die Sache verloren. Der einzige Ausweg, der sich darbot, war dieser: es ließ sich annehmen, das Parlament habe damit nur solche Kastenbräuche sanktioniren wollen, welche dem Gesetz der Natur nicht absolut zuwiderlaufen; und die Sati's gehören einmal zu den widernatürlichen. Wie dem sein mochte, Bentinck hoffte, wenn das Parlament die Sache je besprechen werde, auf freundliche Berücksichtigung seiner außerordentlichen Aufgabe, und erließ am 4. Dec. 1829 die denkwürdige Verordnung, welche die Sati's für ungesetzlich, jeden Theilhaber an solchen für strafwürdig erklärte.

Am Samstag Abend wurde die Akte Carey zum Uebersetzen zugesandt; denn es war beschlossen, den englischen und den bengalischen Text zugleich auszugeben. Wie wallte sein Herz über in Dank und Freude! 25 Jahre waren vergangen, seit er die erste Eingabe über diese Frage — an Lord Wellesley — gemacht hatte; jeder Tag der Verzögerung konnte zwei Wittwen das Leben kosten, daher er diesen ganzen Sonntag weder ruhte noch predigte, sondern bis zum Abend

seine Uebersetzung ins Reine brachte. Und nun floß zum erstenmal der Ganges „blutlos in die See". Ram mohan Ray mit 300 freisinnigen Hindu's der Hauptstadt stattete dem Gouverneur für seine Verordnung den gerührtesten Dank ab. Die reichen Kaufleute, Brahmanen und Zemindare aber waren wüthend gegen die Missionare, welche „seit Lord Hastings' Zeiten die Regierung beeinflußt haben", und protestirten, 800 an der Zahl, gegen den ungerechtfertigten Eingriff in ihre heiligsten Rechte (14. Jan. 1830). Bentinck erklärte ihnen, die Appellation an den König stehe den Bittstellern frei, und er sei gerne bereit, sie zu übersenden. Es bildete sich eine Gesellschaft für Herstellung und Sicherung des gefährdeten Rechts, die Dharma Sabhä, welche von da an ein Jahrzehent hindurch für Wiedereinführung der Sati's eiferte, auch Unterschriften für 1120 Pfd. Sterl. zusammenkriegte, von denen doch die Hälfte unbezahlt blieb. Diese „Rechtsgesellschaft" drohte nun jedem Hindu, der die Zeitungen von Strampur lese, mit der Acht; die Zeit war aber so weit vorgerückt, daß den letzteren dadurch nicht der geringste Eintrag gethan wurde.

Die Folgen dieser gewagten Maßregel wurden natürlich von Freund und Feind aufs genaueste beobachtet. Sie kamen etwa darauf hinaus: in den ersten vier Monaten hatte die Polizei 25 Versuche von Sati's zu verhindern, was ohne allen Auflauf gelang; innerhalb zwei Jahren wurden noch trotz der Wachsamkeit der Polizei drei Wittwen verbrannt, die Bestrafung der Betheiligten schreckte aber von weiteren Versuchen ab. Nach kaum 20 Jahren konnten Eingeborne behaupten, eine solche Unsitte habe nie wirklich bestanden; die Phrase „gattentreu bis in den Tod" sei figürlich zu verstehen. Die Sipahi's nahmen die Verordnung sehr gleichgültig auf, hatte sie doch weder mit ihrem Sold noch mit ihrer Kaste zu schaffen. Abgesehen von den „fetten Bürgern" Kalkutta's, Leuten, die für die personifizirte Feigheit galten, hatte Niemand ein Wort gegen die Verordnung vorzubringen, welche durch einen Federstrich Bentincks — „die Herrlichkeit Indiens", den vielbesungensten seiner eigenthümlichen Bräuche, für immer vernichtete.

Die Beschwerdeschrift der Dharma Sabhä aufzusetzen, ließ sich kein britischer Advokat willig finden; die Gesellschaft mußte mit einem Notar, Bathie, vorlieb nehmen, der sich dann mit der Appellation nach England einschiffte. Schon an der Mündung des Flusses wurde das Schiff leck und konnte kaum gerettet werden. Zurückgekehrt sagte

Bathie zu seinen Auftraggebern: Während sonst solche Unfälle mit Verlust von Menschenleben verknüpft sind, hat Gott, weil ich die Bittschrift der Rechtsgesellschaft bei mir trug, alle Mitreisenden gnädig verschont. Umgekehrt behaupteten Hindu-Zeitungen, die Bittschrift habe den Unfall veranlaßt; oder gar: die Verdienste des ganzen weiblichen Geschlechts in Indien haben zusammengewirkt, die Bittschrift so weit hinzuhalten. Natürlich kam sie doch vor den Geheimenrath des Königs, in welchem auch der greise Wellesley saß. Sie wurde (23. Juni 1832) gründlich erwogen und schon am zweiten Tage verworfen.

Von den übrigen Reformen des edlen Lords zu reden, ist hier kaum der Ort. Aber Erwähnung verdient, daß er das Gerichtswesen neu organisirte (1831) und zugleich den Eingebornen, ohne Unterschied des Glaubens, den Zutritt zu bedeutenden Aemtern öffnete. Lord Cornwallis hatte ihnen nur schlechtbezahlte Stellen übrig gelassen, so daß ihnen kein Spielraum für Entfaltung ihrer Talente im Staatsdienst gegeben war. Nun wurde es damit anders; tüchtige Bildung bot dem Aermsten Aussicht auf bedeutende Aemter; und sogar die Hindu-Zeitungen lobten es, daß hinfort auch die eingebornen Christen, bisher so niedergehalten, von diesen Vortheilen nicht ausgeschlossen bleiben sollten. Das Sirampur-College fühlte augenblicklich, wie günstig sich die Aussichten der christlichen Jugend gestalteten; nicht jeder Jüngling tangte zum Predigtamt, jetzt aber konnte jeder fleißige Zögling auf eine ehrenhafte Stellung in der Gesellschaft sich vorbereiten. Während nun Dr. Duff (1830—64) den Sinn für englische Bildung in der Jugend Kalkutta's weckte, trat auch die Regierung von dem bisherigen System der Orientalisten entschieden zu der Begünstigung des englischen Unterrichts über (7. März 1835), nachdem 54 Jahre lang die alten Sprachen des Morgenlandes ausschließliche Berücksichtigung genossen hatten. Das Paradies der Pandits und Maulawis gieng nun zu Ende. Hatte man gemeint, ein Brahmane werde sich nie zum Studium der Anatomie hergeben, so bewies der glänzende Erfolg der neuerrichteten Arzneischule (1835), daß man auch hierin einem blinden Vorurtheil gehuldigt hatte.

Auch das Erbrecht der Christen wurde von Bentinck in Betracht gezogen. Während der langen Muhamedanerherrschaft war das Hindugesetz natürlich außer Geltung gekommen, ja fast vergessen; Warren Hastings stellte es 1772 wieder her, ohne daß an die Vorschrift, welche

jeden Abgefallenen vom Erbrechte ausschloß, irgend gedacht wurde. Carey hatte schon länger her die Aenderung dieser unbilligen Satzung verlangt. Ein Hindu hatte ihm gesagt, er glaube an die Schrift und wünsche, von ihm getauft zu werden; aber er habe die Anwartschaft auf ein Erbe im Werth von 40000 Rupies, daher er nicht öffentlich übertreten könne. Natürlich blieb er ungetauft. Bentinck suchte daher zuerst in beiläufiger Weise, durch einen etwas verschleierten Gesetzartikel, das Erbrecht der zum Christenthum Bekehrten herzustellen (1832); und einige Jahre später wurde durch eine besondere Akte festgesetzt, daß kein Religionswechsel den Anspruch auf das Eigenthum der Vorfahren vernichten dürfe.

Ein solcher Reformator, wie Bentinck, verdient es, auch in der Missionsgeschichte erwähnt zu werden, wenn er gleich sich während seiner Regierung sorgfältig von den Missionaren fern hielt. Erst auf seiner Heimreise (März 1835) gab er Serampur zum Zeichen seiner Achtung einen Beitrag von 50 Pfd. Sterl. Den Missionaren Kalkutta's, die ihm zum Abschied eine Dankadresse überreichten, sagte er offen: ihre Freundlichkeit schmeichle ihm um so mehr, je entschiedener er sich des engern Umgangs mit ihnen enthalten habe; ihre Aufgabe sei Bekehrung, die eines Generalgouverneurs strenge Neutralität. Aber Ehre, dem Ehre gebührt! Es wäre eine unerträgliche Anmaßung, wenn die Mission sich Erfolge zuschreiben wollte, welche es Gott gefiel durch andere Werkzeuge herbeizuführen. Wenn einmal Indien, wirklich verjüngt, in die Reihe der christlichen Völker getreten ist, wird unter Christen kaum gestritten werden, wie viel die Missionare zu solcher Neugeburt beigetragen haben, und wie viel alle jene hochherzigen Herrscher, Richter und Krieger, ja auch Frauen und Ladies, welche England hingesandt hat. In erster Linie derjenigen Wohlthäter Indiens, die ihm mit ganzer Seele und im Aufblick zu Gott gedient haben, wird immer der Name Bentinck glänzen. Kein Generalgouverneur hat mehr gethan, die Scheidewand zwischen den Besiegten und den Siegern niederzureißen; keiner hat so entschieden sich von allen Kriegen ferngehalten, um den friedlichen Fortschritt des ihm anvertrauten Reiches auf jede Weise zu sichern und zu fördern. Darum wetteiferte auch Alles bei seinem Abschied, ihm zu danken und ihn zu ehren; die Dharma Sabhā hat das in ihrer Weise gethan, indem sie beschloß, der Mann, der die Wittwenverbrennungen abgeschafft, verdiene ein für alle mal kein Kompliment.

16. Das Ende der Sirampur-Mission.

Es ist eine für die Natur schmerzliche, aber im Reiche Gottes sehr erklärliche und oft wiederkehrende Thatsache, daß die letzten Jahre der treusten Arbeiter ihre schwersten wurden. Scheint es doch, als solle ihnen am Schluß ihrer Thätigkeit durch Leiden aller Art der letzte Rest von Selbstgefälligkeit ausgebrannt werden, damit sie in Wahrheit sagen können: wir sind unnütze Knechte, ehe sie zu ihrer Ruhe eingehen. Das war das Loos der beiden Sirampurer, als sie dem Ende ihrer Laufbahn nahe rückten. Immer unwölkter wurde ihre Lage. Hatten sie in früheren Schwierigkeiten doch stets die warme Theilnahme ihrer Glaubensgenossen zum Rückhalt gehabt, so wurde ihnen dieser Trost nun immer mehr abgeschnitten. Die alten Freunde starben weg, neue wurden immer seltener. Die Sympathie der religiösen Kreise wandte sich vorzugsweise frischen Unternehmungen zu, welche durch farbigere Berichte dem Zeitgeschmack mehr entsprachen. Und während sich die Verbindlichkeiten noch immer häuften, stockten die bisherigen Erwerbsquellen. Im J. 1830 stürzte das große Handlungshaus Palmer & Cie., das für so fest gegolten hatte, als die ostindische Compagnie selbst; die (seit 1813) in Indien zugelassenen kleinen Kaufleute hatten ihm unvermerkt seine besten Quellen abgegraben, und sein Fall verschlang viele ihm anvertraute Gelder der Mission und der Missionsfreunde. Unter dem Einfluß der übeln Nachreden, die von der Muttergesellschaft in Fencourt ausgiengen, hielten auch die amerikanischen Freunde ihre für Sirampur gesammelten Missionsbeiträge zurück. Eben um diese Zeit aber hatte das von Lord Bentinck für nothwendig befundene neue Sparsystem die Abschaffung der Professoren und Uebersetzer zur Folge, so daß Carey's Gehalt um mehr als die Hälfte verringert wurde. Da knieten die beiden Greise zusammen vor ihrem Gott und baten ihn mit vielen Thränen, die Lästerzungen zum Schweigen zu bringen und die Mittel für seinen Dienst zu beschaffen. Sie sollten 13 Stationen mit 17 europäisch lebenden und 15 eingebornen Predigern erhalten, und statt 1500 Pfd. Sterl., deren sie bedurften, konnten sie höchstens auf eine Einnahme von 900 hoffen; und dann war das College noch nicht bedacht, dessen Einkünfte noch unverhältnißmäßig geringer ausfielen. Doch hatte jetzt endlich ihre gedruckte Rechtfertigung in England eingeschla-

gen, und die Beiträge flossen wieder reichlicher. Aber auch die Muttergesellschaft war aufs Neue gegen sie gereizt worden und verwarf ihre Bitten um ein Schiedsgericht, das zwischen den beiden Parteien schlichten sollte. So verließ denn nun Marshman das liebgewordene Missionsgebäude; und eine vom dänischen Gouverneur Hohlenberg aufgesetzte Urkunde gab den übrigen Raum, für den die Missionare 7800 Pfd. Sterl. von ihrem Eigenthum ausgelegt hatten, der Muttergesellschaft zu beliebiger Verfügung zurück, nachdem freilich der Strom ein Viertheil des Landes und drei Häuser verschlungen hatte.

Mitten unter diesen Entmuthigungen konnte doch dies edle Paar auch für reiche Segnungen danken. Die Lücke der verstorbenen Mitarbeiter, Fernandez und Buckingham, auszufüllen, fanden sich nicht nur immer junge Männer, im College gebildet und bereit, in Nothfällen sich aufs Aeußerste zu beschränken, sondern auch ein alter, geehrter Mitarbeiter, Robinson, der nun 25 Jahre ununterbrochen in der bengalischen Mission (S. 395), wie in Sumatra und Java gearbeitet hatte, trat zu ihnen über; und ein schottischer Kandidat, Leechman, zog es gleichfalls vor, die Sorgen der alten Männer zu theilen, statt bei der Gesellschaft ein sicheres Auskommen zu finden. Kaum waren daher die amerikanischen Beiträge wieder flüssig geworden, als Carey wieder über seinen Lieblingstext predigte: Mache den Raum deiner Hütte weit, spare seiner nicht u. s. w. (Jes. 54, 2). Er hatte schon viel an die Khasihügel gedacht, welche durch den Frieden mit Barma die nordöstliche Grenze Bengalens geworden waren. Die Evangelien waren in diese Sprache übersetzt und gedruckt, sodann in Tschera eine Gesundheitsstation für Europäer errichtet worden, welche auch kranke Missionsfrauen von Serampur besuchten. Ein Zögling des College, Lish, begleitete sie und fieng an, die Kinder im Lesen zu unterrichten. Das wirkte auf das einfache Naturvölklein wie ein neuer Zauber; englische Offiziere ließen sich willig finden, Carey's gewagte Unternehmung zu unterstützen, und eine Schulmission wurde gestiftet (1832), die noch immer — unter der Leitung von Methodisten aus Wales — gesegneten Fortgang hat.

Nun aber brach eine Handelskrisis in Kalkutta aus, der die großen Firmen wie Kartenhäuser erlagen (Jan. 1833). Alle Ersparnisse der Missionsfamilien, die Legate eines Fernandez u. s. w. sanken dahin, und in der allgemeinen Armuth waren nur noch wenige Freunde fähig, wie der bewährte Garrett, für die Mission ihre milde Hand

aufzuthun. Müssen denn Stationen aufgegeben werden? war nun die tägliche, stündliche Frage. Die Opferwilligkeit aller Missionare war aber so groß, daß durch die äußerste Einschränkung die Erhaltung des Bestehenden möglich wurde. Es waren nun 18 Stationen, fast alle von draußen gebildeten Predigern versehen; zwei von diesen hofften sich eine Zeitlang ohne alle Unterstützung durchbringen zu können. Aber Marshmans kräftiger Geist sank endlich unter dem fortwährenden Druck; er sah sich plötzlich aller Widerstandskraft beraubt und vegetirte zwei Monate in einem unbeschreiblichen Trübsinn dahin, bis der Herr endlich die Gebete der vielgeprüften Familie erhörte und ihm „ein neues Lied" in den Mund legte.

Er erholte sich eben zur rechten Zeit, um die letzten Tage seines Kollegen etwas erheitern zu können. Carey hatte nun mit einer schwachen Konstitution 40 Jahre lang des indischen Tages Last und Hitze getragen, ohne nur einmal sein Vaterland wieder zu besuchen. Nachdem er die letzte Revision des bengalischen Testaments vollendet hatte, mußte er widerstrebend sich von den Korrekturbögen trennen und die letzten Monate auf seinem Lager zubringen. Täglich besuchte ihn Marshman, immer bemüht, von heitern Gegenständen zu reden. An solchen war kein Mangel; wie ganz anders hatten sich doch die Aussichten für das Reich Gottes gestaltet. Indischer Minister war jetzt Ch. Grant (später Lord Glenelg); hatte sein Vater vor 25 Jahren mit seinen Einwendungen gegen die Unterstützung des Götzendienstes bei den Direktoren der Compagnie zwar Anklang gefunden, doch so, daß sie sich schließlich dem indischen Minister fügen und den Tempel Dschagannaths unter ihre besondere Obhut nehmen mußten (S. 396), so wagte es jetzt der Sohn, einen schwächlichen Erlaß der Direktoren bei Seite zu setzen und (20. Febr. 1833) den Hindu's rund zu erklären, mit der Neutralität der Regierung müsse Ernst gemacht werden: daher dürfen Regierungsbeamte mit Tempeln und Priestern nichts mehr zu schaffen haben, die Pilgertaxen sollen insgesammt aufhören und alle religiösen Handlungen der Unterthanen von der Einmischung der Regierung befreit werden. Wie viel war doch hiemit gewonnen, wenn auch der Befehl des Ministers nicht alsbald ausgeführt wurde! — Und dann der neue Freibrief der Compagnie mit all seinen Bestimmungen, die Abschaffung der Compagnie als einer Handelsgesellschaft, Indien allen Europäern zugänglich gemacht, der Eintritt in die höchsten Aemter ohne Unterschied der Abkunft oder des Glaubens allen Befähigten eröffnet u. s. w. — welche Hoffnungen knüpften sich nicht an diesen zukunftsschwangern Umschwung! — Den lieben Garten konnte Carey nun freilich nicht mehr sehen, aber täglich stattete ihm der alte Gärtner, ein Bengale, der mit wohl 2000 botanischen Namen vertraut war, Bericht von seinen Pflanzen ab. Wenn Carey halbscherzend bangte, Bruder Marshman werde nach seinem Heimgang die Kühe im Garten weiden lassen,

sorgte dieser sogar in seinem Testament für die Erhaltung desselben. — Oft kam auch Lady Bentinck an das Lager des sterbenden Greisen, und der Bischof von Kalkutta bat ihn geradezu um seinen Segen. Mit großer Ruhe sah Carey dem letzten Stündlein entgegen, das am 9. Juni 1834 ihn fast unbemerkt in eine bessere Welt entrückte.

So entschlief ein Mann voll Taubeneinfalt und Willensstärke, den kein Enthusiasmus, sondern das nüchternste Pflichtgefühl in die Mission trieb und zu außerordentlichen Leistungen in ihr tüchtig machte. Durch die strengste Eintheilung seiner Zeit war es ihm gelungen, seine Kraft zu vervielfältigen, und während er unerschüttert in seinem Heiland ruhte, doch beständig rege zu wirken. Seine Arbeiten für die Uebersetzung der Bibel haben ihm Anspruch auf den Dank vieler Völker erworben. Der größte Sanskritkenner unserer Zeit, H. Wilson, läßt nicht nur seinen Sprachlehren und andern Arbeiten alle Gerechtigkeit widerfahren, sondern schreibt ihm das besondere Verdienst zu, das Bengalische aus einem rohen Dialekt zu einer geregelten und bleibenden Literatursprache erhoben zu haben. Viele gelehrte und andere Gesellschaften haben den großen Todten geehrt. Sein Grabstein aber trägt die Inschrift, die er selbst gewählt: William Carey, geb. 17. Aug. 1761, gest. 9. Juni 1834. Hilflos und elend, sink ich armer Wurm in deine Liebesarme.

Marshman blieb nicht lange von dem Freunde getrennt, nach dessen Ruhe er sich sehnte, während die Mission, die nun auf 18 Haupt- und 15 Nebenstationen mit einem Halbhundert von Arbeitern aller Art herangewachsen war, immer strengere Anforderungen an ihn machte. Er erlebte noch, wie sein Freund Metcalfe, als provisorischer Generalgouverneur, die Presse befreite (3. Aug. 1835), ein Ereigniß, welches auch der nun wöchentlichen Zeitschrift Sirampurs, dem Friend of India, zu gut kam. Dann brachte er ein Spital zu Stande, welches durch die Gunst der dänischen Königin eine bleibende Wohlthat für Sirampur wurde. Bis auf 100 mehrten sich die Zöglinge des College, in welchem, entsprechend dem Zeitbedürfniß, hinfort die englische Sprache das Uebergewicht gewann. Die Rundreisen auf den Stationen wurden von dem unermüdlichen Mack fortgesetzt, der auch die Rechnungen führte. Als dieser aber von schwerer Krankheit genas, zeigte sichs, daß eine Reise nach Europa zu seiner völligen Herstellung so nöthig sei, wie zur Mehrung der Hilfsquellen für die verschuldete Mission (Dec. 1836). Bald nach Macks Abreise wurde für gut befunden, auch Leechman nach England zu senden.

Marshman war also allein gelassen, und zwar mit sinkender Gesundheit. Seine Tochter, die Gattin Havelocks, wohnte damals auf der Bergstation Landor. Dort geschahs in einer Nacht, daß ihr Haus in Flammen stand, ehe sie erwachte; sie sprang hinaus mit dem Kind auf ihrem Arm, und wurde mit Mühe, schwer verletzt, aus dem Feuer gerettet, während das Kindlein unterlag. Drei

Tage lang war Marshman ungewiß, ob die Tochter sich erholen werde; das Ausbleiben der Post trieb ihn beinahe zur Verzweiflung. Unbeschreiblich war sein Dank, als er hörte, es sei Hoffnung für sie da; aber von diesem Tage an hat man kaum mehr ein Lächeln an ihm bemerkt. Der Frühsommer 1837 war der heißeste, den man je erlebt hatte; er brach den Rest seiner Kraft. Im Herbst stellte sich Dysenterie, bald darauf Wassersucht ein. Alle Gedanken verschlang nun der Eine: „Was hat doch Gott für uns gethan! Nie ist wohl eine elendere Kreatur als ich angenommen und selig worden! Die jüngeren Mitarbeiter beschämen mich alle. O ein treuer Heiland, der uns nie verläßt noch versäumt!" Oft, wenn die Sinne wanderten, betete er in Bengalisch. Am 5. Dec. 1837 schlief er, fast 70jährig, im Frieden ein. Er war ein Mann von ungeheurem Gedächtniß und großem Scharfsinn, fest bis zur Hartnäckigkeit, taktvoll und vorsichtig in seinem ganzen Auftreten, aber weitherzig für Alles was Christo angehört. Sein bester Ruf jedoch bleibt seine Opferwilligkeit; er hat von seiner und seiner Gattin Arbeit wohl 40000 Pf. St. für die Mission gegeben, und dabei ärmlich gelebt, wie er auch ganz arm gestorben ist, zum Staunen seiner Verkläger und Nachredner.

Was die beiden jüngeren Freunde in England trieben, sollte Marshman nicht mehr hören. Es war ihm damit ein letzter tiefer Schmerz erspart. Die Ueberlandpost lag eben noch in ihren Windeln; zwei Monate lang waren die Briefe Macks in Egypten liegen geblieben. Am 6. Dec., als die Familie vom Grab zurückkehrte, trafen die wichtigen Schreiben endlich ein; Mack berichtete, die Freunde der Strampurer haben fürs Beste gefunden, daß — eine Wiedervereinigung mit der Muttergesellschaft nachgesucht werde, dazu werde man sich auch wohl entschließen müssen. Am Tag nach der Bestattung (7. Dec.) wurden wirklich in Fencourt die Artikel der Wiedervereinigung unterschrieben; so sollte die Strampur Mission nach zehnjährigem Bestand in Marshman's Grabe beerdigt werden, zwanzig Jahre nach dem Anfang der unlieblichen Entzweiung.

Vom 1. Mai 1838 an, so wars bestimmt, sollten die Stationen, Strampur ausgenommen, mit allem Zubehör auf die Missionsgesellschaft übergehen; ihr sollten auch die Bücher in Strampur, kurz Alles übertragen werden, außer dem College, mit dem sie rein nichts zu thun haben wollte, — und den Schulden. Diese wuchsen in Folge des späten Termins der Uebergabe auf volle 3000 Pf. St. an. Mack und Leechman konnten die Hälfte derselben durch Gaben englischer Freunde decken; die andere Hälfte wurde innerhalb zwei Jahren durch die angestrengte Arbeit der Familienangehörigen in Indien getilgt. Marshman's ältester Sohn, John, fuhr fort, der Mission im weiteren Sinne durch seinen Friend of India zu dienen, ein Blatt, das sich immer mehr zu verdientem Ansehen aufschwang; bis er, als eine lebendige Chronik Indiens, im letzten Jahrzehend zum Mitglied des

indischen Raths ernannt wurde. Die hochbegabte liebenswürdige Wittwe gieng, 80jährig, im Merz 1847 zu ihrer Ruhe ein.

Das College aber wurde von Mack und Leechman auf ihre eigene Verantwortlichkeit fortgeführt. Missionsbeiträge durften sie nach der Uebereinkunft nicht mehr sammeln; aber da sie fortfuhren, die in Sirampur erstandene Gemeinde zu bedienen, wurde ihnen von derselben die Unterhaltung der Hochschule ermöglicht, bis (26. Apr. 1846) der wackere, geniale Mack nach 23jährigem Dienst einem Cholera-anfall erlag. Sirampur selbst ward 1845 von Christian VIII an die englische Regierung abgetreten, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß das von seinem Vater in Schutz genommene College fortbestehe. Nachdem dann die Bauleute, welchen diese Anstalt überflüssig däuchte, im Lauf der Jahre vom Schauplatz abgetreten waren, hat die baptistische Missionsgesellschaft (1854) auch das College adoptirt und führt es als Predigerseminar für ihre Stationen fort.

In dieser Geschichte der Sirampur Mission liegt ein bedeutungsvolles Stück der neueren Kirchengeschichte vor uns aufgerollt. Wir können nur Gott danken, daß er in einer dunkeln Zeit das arme Indien mit solchen Bahnbrechern bedachte, die ungeschreckt durch die mächtige Opposition der Regierung und der ganzen Zeitströmung, auf den ihnen angewiesenen Kampfplatz traten, und unentmuthigt durch alle Widerwärtigkeiten, welche ihnen Freunde und Feinde sammt den eigenen Fehlern bereiteten, bis zum Ende darauf beharrten. Indien hat viele Wohlthaten durch sie empfangen; nicht die geringste bleibt das Werk der Bibelübersetzung in 30 Sprachen und Dialekten. Man hat diese gewaltigen Arbeiten vielfach als unvollkommene und verfrühte Versuche getadelt oder belächelt; und es muß zugestanden werden, daß jetzt vielleicht keine einzige ihrer Uebersetzungen mehr unkorrigirt und unrevidirt im Gebrauch ist. Aber für vollkommen haben sie selbst ihre Anfänge nie gehalten, darum sind dieselben doch für ihre Nachfolger überaus werthvoll gewesen. Carey, Marshman und Ward sind einmal die Gründer einer bengalischen Literatur, die ersten Zeitungsschreiber Indiens, die ersten Missionare auch, die mit der Kaste völlig zu brechen wagten, die Bahnbrecher endlich in der höheren Bildung von eingebornen Predigern und im Unterricht der Mädchen. Tausende von Christen danken ihnen schon jetzt für ihren treuen Dienst, und hunderttausende werden ihnen danken, wenn die meisten ihrer Gegner und Tadler vergessen sind, so weit sich nicht deren Namen an besser klingende und länger fortlebende angehängt haben. Der Herr aber fahre fort, das Andenken dieser seiner Jünger Vielen in der Gemeine zum Segen zu setzen!

Missionsanfänge in Bengalen.

(Schluß.)

12. Anbruch der neuen Zeit.

Der lang erwartete Zeitpunkt, da für die Mission in Indien ein gesetzlicher Rechtsboden ausgewirkt werden sollte, war endlich gekommen. Der Freibrief, der im Jahr 1793 der Compagnie gegeben worden war, mußte erneuert werden, und es handelte sich nun darum, im britischen Parlament die ganze Politik der indischen Verwaltung gründlich zu prüfen. Zwanzig Jahre lang hatte die Mission gegen den Willen des Direktoriumhofs sich in Bengalen zu setzen gesucht, und seine Untergebenen in Indien hatten ihre Fortschritte mit immer wachsender Bitterkeit bekämpft. Jetzt mußte die Frage ausgefochten werden.

Dazu rüsteten sich die Vertreter der christlichen Gesellschaften in England durch gemeinsame Berathungen, während die Minister, erst Percival, und dann als dieser (14. Mai 1812) erschossen wurde, Lord Liverpool, von den entschiedensten Missionsfreunden um Schutz für Missionare u. s. w. angegangen wurden. Die Anglo-Indier behaupteten lauter als je, daß jeder Versuch Indien zu evangelisiren, mit dem Verlust des Reiches enden werde; und Wilberforce, der sein Unterhaus kannte, erwartete, daß ihre Vorstellungen auf $^9/_{10}$ der Volksvertreter einen überwältigenden Einfluß ausüben werden. Alle bedeutenden Männer schienen überzeugt, „daß Schonung jedes heidnischen Aberglaubens und Vernachlässigung aller christlichen Pflicht der sicherste Weg zu politischem Erfolg sei" (C. Grant). So wollte auch die Presse fast ohne Ausnahme von der Einführung des Evangeliums in Indien nichts hören. Unter solchen Umständen ließ sich von den Ministern kein ritterlicher Anlauf für eine fast verlorengegebene Sache hoffen. Doch gieng — zum Glück — das dunkle Jahr 1812 vorüber, ohne daß die Frage vors Parlament kam.

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset